

REZENSIONEN

PESCHEL, CORINNA / RUNSCHKE, KERSTIN (eds.) (2015): *Sprachvariation und Sprachreflexion in interkulturellen Kontexten.* (= Sprache – Kommunikation – Kultur, Soziolinguistische Beiträge 16) Frankfurt a. M.: Peter Lang. 394 S.

Noch in den 1990er Jahren galt die *interkulturelle Kommunikation* – mitunter auch *transkulturelle Kommunikation* genannt – bzw. die Beschäftigung mit inter- / transkulturellen Themen und Fragestellungen noch als eine Art Modeerscheinung, handelte es sich hierbei doch nach allgemeiner Auffassung um ein recht neues, vor allem aber undifferenziertes oder gar wirres Forschungsgebiet innerhalb der Philologie. Allerdings war die interkulturelle Kommunikation bereits zu dem Zeitpunkt dann aber doch nicht so neu, denn Fragen zum Verhältnis von (verbaler und non-verbaler) Sprache und Kultur, zu Sprach- und Kulturkontakten sowie insbesondere zu Problemfällen, Verständigungsfallen und kulturspezifischen Gegebenheiten jedweder Art werden bereits seit sehr langer Zeit behandelt, nur wurden diese Fragen in der Regel nicht unter dem Schirm der Interkulturalität gelesen, geschweige denn mit dem Label ‚Interkulturelle Kommunikation‘ versehen. Es wurde vielmehr thematisiert, dass Sprache einfach kulturgebunden ist und dass sich eine Sprachgemeinschaft aufgrund ihrer Sozialisation, ihrer Verwurzelung in einer Soziokultur und folgerichtig aufgrund der sie umgebenden Wirklichkeit einer Sprache bedient, die bestimmte Sprachstrukturen

aufweist, die über eine bestimmte Lexik verfügt und die bestimmte Bedeutungen, spezifische Sprechintentionen sowie kulturgebundene Bewertungen bereit hält, wodurch sich Sprachen im Allgemeinen und der Sprachgebrauch im Besonderen von (Sozio-)Kultur zu (Sozio-)Kultur, also von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft unterscheiden.

Es waren vor allem die 1980er und 1990er Jahre, die die interkulturelle Kommunikation populär machten. Insbesondere die Translationswissenschaft betonte in Hinblick auf die Anfertigung von Übersetzungen und die Durchführung von Verdolmetschungen verstärkt den Kulturcharakter von Translaten und damit den Kulturtransfer und integrierte die interkulturelle Kommunikation sowie interkulturelle Fragestellungen explizit in ihre Disziplin. Translatorische Tätigkeiten seien nach allgemeiner Auffassung nicht einfach nur die Übertragung von Texten aus einer Ausgangssprache in eine Zielsprache, sondern es handele sich beim Übersetzen und Dolmetschen stets um interkulturelles Kommunizieren, sodass nicht die Sprachen an sich übertragen würden, sondern zwei oder mehrere Kulturen mittels Sprache überführt und auf diese Weise zusammengeführt würden (GÖHRING 2002,

HINNENKAMP 1994, VERMEER / WITTE 1990, WITTE 2000).

Heute hat die interkulturelle Kommunikation gänzlich neue Wege eingeschlagen und sie hat sich neue Forschungsgebiete erschlossen, sodass sie thematisch wesentlich breiter und vielfältiger aufgestellt ist. Dies liegt in erster Linie an der Tatsache, dass sich die interkulturelle Kommunikation durch eine erheblich differenziertere Struktur auszeichnet und unterschiedlichen Fragen systematisch und themenorientiert nachgeht. Diese Vielfalt und Systematik haben es ihr letztendlich ermöglicht, sich als eine eigenständige und anerkannte Disziplin zu etablieren. Wenn wir uns überlegen, wie viele Unternehmen heute ihre Angestellten aus den unterschiedlichsten Bereichen in interkulturellen Trainings schulen lassen, um sie auf diese Weise beispielsweise auf Auslandseinsätze oder auf Arbeitsverhältnisse und Kontakte mit Personen aus anderen Kulturkreisen oder generell Sozialkreisen vorzubereiten, dann lässt sich sehr schnell ableiten, dass interkulturelle Kommunikation für die sich heute immer stärker globalisierende und verändernde Welt eine herausragende Rolle spielt und nicht mehr nur – beispielsweise – für das Übersetzen und Dolmetschen von Relevanz ist. Die verstärkte Beschäftigung mit interkulturellen Fragen hat folglich auch maßgeblich das Wissen darum geprägt, dass Sprache nicht nur in einem interkulturellen Kontext eine Rolle spielt. Durch die Fokussierung auf interkulturelle Fragen und damit einhergehend auf das Verhältnis von Sprache und Kultur wurde generell das Bewusstsein dafür geschärft, dass wir Sprache aufgrund unserer Sozialisation und der uns umgebenden Wirklichkeit entsprechend einsetzen und dass wir Sprachverwendung auch stets vor unserem eigenen soziokulturellen und durch Sozi-

alisation erworbenen Hintergrund wahrnehmen und interpretieren (vgl. hierzu das von PESCHEL / RUNSCHKE erwähnte Konzept der *Sprachvariation*, S. 7f.). Folglich wird durch interkulturelle Fragen auch das eigene Sprachbewusstsein geprägt und erweitert und damit an einen bewussten Umgang mit Sprache appelliert, was PESCHEL / RUNSCHKE als *Sprachreflexion* bezeichnen (vgl. S. 8f.). Es erscheint mithin offensichtlich, dass Ergebnisse aus der Erforschung interkultureller Themen und Fragen heute ebenso in jeden Fremdsprachenunterricht integriert werden sollten, und zwar unabhängig davon, ob es sich dabei um einen mutter- oder fremdsprachlichen Unterricht handelt. Sicherlich spielt Interkulturalität für den Fremdsprachenunterricht eine weitaus größere und wichtigere Rolle; die Bedeutung interkultureller Ansätze im muttersprachlichen Unterricht gilt es allerdings nicht zu unterschätzen (vgl. S. 9).

All die vorstehend beschriebenen Aspekte werden ausgiebig in PESCHELS und RUNSCHKES Sammelband *Sprachvariation und Sprachreflexion in interkulturellen Kontexten* behandelt, der aus der gleichnamigen Tagung zu Ehren von Eva Neuland an der Bergischen Universität Wuppertal im Jahre 2013 hervorgegangen ist (vgl. S. 10). Der Band macht deutlich, wie vielfältig interkulturelle Kommunikation und interkulturelles Handeln sein können und in welchen Bereichen interkulturelle Fragen auch im alltäglichen Leben zum Tragen kommen. Folglich wird auch sehr anschaulich illustriert, dass interkulturelles Handeln nicht ausschließlich in explizit interkulturellen Kontexten von Relevanz ist, sondern dass Interkulturalität generell auf unsere (eigene) Sprachverwendung und auf unser eigenes Sprachbewusstsein Einfluss nimmt. Wir glauben häufig, dass wir das Gleiche sa-

gen und das Gleiche verstehen bzw. wahrnehmen und interpretieren. Jedoch wird uns immer wieder aufs Neue gewahrt, dass wir dann doch Unterschiedliches meinen, verstehen, wahrnehmen und interpretieren. Somit sollten interkulturelle Fragen auch möglichst früh in die Sprachdidaktik integriert werden; dies nicht zuletzt aus dem Grunde, dass sowohl Sprachlernende wie auch Sprachgemeinschaften insgesamt heute aufgrund „eines immer weiter zusammenwachsenden und multikulturell geprägten Europa“ [sic!] (S. 9) resp. einer sich zunehmend globalisierenden Welt an einen inter- und intrakulturell angemessenen und bewussten Umgang mit Sprache herangeführt werden müssen.

CORINNA PESCHEL und KERSTIN RUNSCHKE gehen all diese Themen in ihrem Sammelband an und beleuchten unterschiedliche Ausprägungen von *Sprachvariation*, das Phänomen der *Sprachreflexion* und die Relevanz der *interkulturellen Kommunikation* für inter- und intrakulturelles Sprechen und Kommunizieren.

So kennen wir alle beispielsweise die Situation, in der ein humorvoller, lustiger Toast ausgesprochen oder ein Witz in eine Rede integriert wird, emotionsgeladene oder gefühlsbetonte Äußerungen in einem Gespräch getätigt werden oder in einer Konversation einfach ein Wortwitz erzeugt werden soll, unser Gegenüber allerdings nur irritiert dasitzt und mit den Achseln zuckt. Humor, Emotion und Empathie sind soziokulturell geformte und mithin soziokulturell unterschiedliche Konzepte. Was die eine Soziokultur als lustig oder empathisch empfindet, stößt bei einer anderen Soziokultur nicht unbedingt auf die gleiche Reaktion, geschweige denn auf Verständnis. Allerdings lassen sich in diesem Zusammenhang auch intrakulturelle Unterschiede beobachten, sodass eine soziale Gemeinschaft etwas als lustig

interpretiert oder glaubt, situationsangemessen zu agieren, wohingegen eine andere soziale Gemeinschaft nicht in erwarteter Weise reagiert bzw. sich ungerecht behandelt fühlt. PESCHEL und RUNSCHKE nehmen sich diesen Themen an und machen deutlich, wie sehr Sprachbewusstsein und Sprachprägung für unser humoristisches Verständnis und unsere empathische Reaktion und Wahrnehmung eine Rolle spielen. Diesen Themen widmen sich die Aufsätze von DIETER CHERUBIM (*Kleine Wörter – große Wirkung: Emotionalisierung durch die Partikel gar*, vgl. S. 13-27), MARTINE DALMAS (*Entgleisungen und Kollisionen*, vgl. S. 105-116) und CLAUD EHRHARDT (*Sprache und Sprachbewusstsein in Witzen*, vgl. S. 321-347). Für das Deutsche lassen sich in diesem Zusammenhang auch pragmatisch-stilistische Wortbildungen, wie *holterdiepolter*, *larifari*, *zickzack*, *ratzfatz* oder *Rambazamba*, nennen, deren Entsprechungen in vielen Sprachen schlichtweg fehlen und deren Bedeutung, pragmatische Verwendung und vor allem emotive Markierung sich daher in der Regel nicht aus einem reinen Sprachvergleich ergeben können. In seinem Aufsatz *Die Wischiwaschi-Regel* geht HANS JÜRGEN HERINGER genauer auf diese Bildungen ein und verdeutlicht die Problematik solcher Lexeme (vgl. S. 29-40).

Überhaupt scheint es PESCHEL und RUNSCHKE berechtigtes Anliegen zu sein, die Bedeutung von Sprachbewusstsein in den Vordergrund zu rücken. Denn nur auf diese Weise, das heißt bei aktivem Vorhandensein von Sprachbewusstsein können beide Herausgeberinnen auch die Relevanz von Sprachvariation und Sprachreflexion beleuchten. Verdeutlicht wird dies in den thematisch breitgefächerten Aufsätzen von PETRA BALSILIMKE / CORINNA PESCHEL / KERSTIN RUNSCHKE (*Wortschatz lernen als Anlass für und Ergebnis von*

Sprachreflexion, vgl. S.209-245), ANNE BERKEMEIER (*Reflexion über Sprache – ein leider immer noch einzulösendes Programm der Sprachdidaktik*, vgl. S.141-154), SEMJON BORCHERT / MARTIN WENGELER (*Friedensmission, kriegsähnliche Zustände oder Krieg? Öffentliche Sprachreflexion im Zusammenhang mit dem Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan*, vgl. S.263-282) sowie KONRAD EHLICH („*Diese Elberfelder...*“, vgl. S.247-262). In diesem Kontext lässt sich nicht nur das heutige Verhältnis und Verständnis von Norm und Usus diskutieren, welches gegenwärtig womöglich neu überdacht werden muss, wozu insbesondere die Beiträge von CHRISTA DÜRSCHIED (*Varianz, Konstanz und Kasus*, vgl. S.117-138) und SANDRO M. MORALDO (*Sprachvariation als Sprachwandel im DaF-Unterricht oder Der Korrektiv- bzw. Restriktivsatz nach ‚wobei‘ im geschriebenen Standarddeutsch [sic!]*, vgl. S.87-104) sicherlich anregen werden. Es gilt darüber hinaus nämlich auch zu hinterfragen, wie sich Sprachwandel in der heutigen Zeit eigentlich generell beschreiben und erfassen lässt. Wir beobachten immer wieder einen Sprachgebrauch, der sich nicht weiter in eine übergeordnete Schablone fassen lässt. Sprachgebrauch wird immer diffiziler. Sprache gilt immer häufiger als Identifikationsmerkmal und als Abgrenzungsmedium. Und da heute unterschiedliche Gemeinschaften auf einem gemeinsamen Raum die unterschiedlichsten Facetten in eine Sprache hineinragen, werden auch Sprachvariation und Sprachreflexion immer diffiziler und vor allem immer subjektiver und exklusiver. Die beiden Artikel *Sondersprachen als Thema der Sprachreflexion (im Deutschunterricht)* von CHRISTIAN EFING (vgl. S.183-207) und *Namslang – Deutsche Jugendsprache in Namibia?* von BIRTE KELLERMEIER-REHBEIN

(vgl. S.41-62) veranschaulichen diese Phänomene anhand zweier Beispiele. Besonders lassen sich aber durch neue Sprachkontakte, heute verstärkt als *linguistic landscape* bezeichnet, veränderte Sprachvariationen und Sprachreflexionen beobachten, die interpersonal, intersozial und interkulturell nicht weniger von Bedeutung sind, wie es ERNEST W.B. HESSLÜTTICH in seinem Beitrag *Zeichen der Stadt. Interkulturelle Sprachlandschaften in urbanen Räumen* (vgl. S.349-373) schildert. Interkulturelle Kontexte gilt es jedoch auch verstärkt in Hinblick auf kognitive Mechanismen zu untersuchen. Assoziationen und Stereotype spielen seit jeher eine herausragende Rolle für die interkulturelle Kommunikation. Dieser Tatsache sind sich auch PESCHEL und RUNSCHKE bewusst und integrieren daher auch Beiträge zu diesen Themenbereichen in ihren Sammelband. So spielen Assoziationen in dem Beitrag von ECKEHARD CZUCKA (*Erwartung und Abschluss. Namen in literarischen Texten*, vgl. S.375-390) eine große Rolle, kognitive Mechanismen fließen in den Beitrag von JÖRG ROCHE und FERRAN SUÑER (*Grammatik und Methode*, vgl. S.283-304) ein und um Stereotype geht es bei JÖRG KILIAN (*Von blonden Däninnen aus deutscher Sicht. Nationale Stereotype und didaktische Sprachkritik – ein Zwischenbericht aus einem laufenden Forschungsprojekt*, vgl. S.155-181). Hierbei gilt es für die heutige Zeit insbesondere hervorzuheben, dass sich Sprachauffassungen, dabei insbesondere die Auffassung von chancengleicher und gerechter Sprachverwendung soziokulturell unterscheiden, wobei auch hier erneut die intersozial und interkulturell bedingte Verschiedenheit und Diskrepanz in Sprachgebrauch, Wahrnehmung und Interpretation zum Tragen kommt. Während beispielsweise in Russland bislang kein ausgepräg-

tes Verständnis für eine geschlechtergerechte, anti-diskriminierende und politisch korrekte Sprachverwendung vorhanden ist oder sich in Polen erst allmählich ein solches Verständnis herausbildet, sind das Deutsche und andere Sprachen, wie das Englische, Schwedische und Tschechische, in dieser Hinsicht erheblich weiter fortgeschritten und sprachlich innovativer. Diese Thematik wird in dem vorliegenden Sammelband von MADELINE LUTJEHARMS aufgegriffen, die sich in ihrem Beitrag mit dem Titel *Genus und Personenbezeichnungen im Deutschen, Niederländischen und Englischen: Führt die sprachbedingte Variation zu interkulturellen Unterschieden?* (vgl. S. 63-85) Fragen zu Anti-Diskriminierung, politischer Korrektheit und geschlechtergerechter Sprache in interkulturellem Kontext annimmt.

Auch die non-verbale Kommunikation sowie damit einhergehend das Schweigen zeigen eine interkulturelle Prägung, wie PETER COLLIANDER in seinem Beitrag *Das Schweigen – eine verschwiegene Sprachhandlung? Überlegungen aus der Sicht der Kontrastiven Pragmatik* [sic!] (vgl. S. 307-319) präsentiert. Dies ist ausgesprochen erfreulich, da Schweigen und nicht-sprachliches Handeln innerhalb der interkulturellen Kommunikation doch ein wenig untergehen und für sehr lange Zeit nur ein marginales Dasein fristeten.

PESCHEL und RUNSCHKE ist gelungen, einen Sammelband zu konzipieren und herauszugeben, der interkulturelle Kommunikation sowie inter- und intrakulturelles Handeln in einem neuen Licht darstellt und dabei die vielen Facetten von Interkulturalität beleuchtet. Zusammengefasst bilden alle Beispiele ein harmonisches Ganzes und zeigen auf, in welchen Bereichen Interkulturalität zum Tragen kommt bzw. kommen kann. Der Sammelband macht insbesondere deutlich, wie sich interkul-

turelles Handeln und interkulturelle Fragen auf unser alltägliches Leben auswirken können und inwieweit die (Sprach-) Didaktik heute dazu aufgerufen ist, sich vermehrt interkulturellen Themen zu widmen. Es zeigt sich eindeutig, wie sehr wir heute ganz unabhängig von beruflicher Tätigkeit und Einsatzbereich auf ein fundiertes Sprachbewusstsein angewiesen sind. Folglich sind wir auch auf eine ausgeprägte Sprachreflexion angewiesen, um nicht zuletzt auch mit Sprachvariationen entsprechend umzugehen und diese kategorisieren zu können. Didaktische Arbeiten können dabei helfen, das entsprechende Sprachwissen zu erwerben und zu fördern.

Interkulturalität ist und bleibt ein spannendes Thema. Wer sich Anregungen und neue Einblicke in diese Thematik holen möchte oder wer sich darüber informieren möchte, wie interkulturelle Aspekte in den Sprach- oder auch Landeskundeunterricht eingebracht werden können, denen sei der hier besprochene Sammelband von CORINNA PESCHEL und KERSTIN RUNSCHKE wärmstens empfohlen.

Literatur

GÖHRING, HEINZ (2002): *Interkulturelle Kommunikation. Anregungen für Sprache- und Kulturmittler*. Hrsg. v. Andreas F. Kellertat und Holger Siever. Tübingen (= Studien zur Translation 13).

HINNENKAMP, VOLKER (1994): *Interkulturelle Kommunikation*. Heidelberg (= Studienbibliographien Sprachwissenschaft 11).

VERMEER, HANS J. / WITTE, HEIDRUN (1990): *Mögen Sie Zistrosen? Scenes & frames & channels im translatorischen Handeln*. Heidelberg (= TextconText 3).

WITTE, HEIDRUN (2000): *Die Kulturkompetenz des Translators. Begriffliche Grundlegung und Didaktisierung*. Tübingen (= Studien zur Translation 9).

Dennis Scheller-Boltz, Wien

SATA, LEHEL (2016): *Paradox und mystische Sinnlichkeit – Angelus Silesius’ „Cherubinischer Wandersmann“ im Lichte der Theosophie und Sprachphilosophie Jakob Böhmes (Poetica, 140)*. Hamburg: Dr. Kovač. 303 S.

Zu den Epigrammen des Schlesiens Johannes Scheffler, der nach seiner Konversion zum Katholizismus 1653 den Namen Angelus Silesius führte, wurde bereits intensiv geforscht. Man denke nur an Georg Ellingers (vgl. ELLINGER 1927) grundlegende biographische Studie und Wilhelm Bölsches Edition des *Cherubinischen Wandersmanns* (vgl. BÖLSCHKE 1914), die Dichter und Werk bahnbrechend für die Literaturwissenschaft des 20. Jahrhunderts erschlossen haben. Seitdem wurde Scheffler als Kirchenlieddichter, als Polemiker und eben als Epigrammatiker und Mystiker dargestellt, verschiedentlich im Lichte jüngerer Mystik oder Bewusstseinsphilosophie aktualisiert und nicht zuletzt auf seine Quellen hin untersucht, wobei sich die Wissenschaft zumeist mit den mystischen und literarischen Traditionen seit dem Mittelalter beschäftigte, auf die der Barockdichter – etwa in der Vorrede zum *Wandersmann* – selbst verweist. Selten kommen hingegen ‚verdeckte‘ Bezüge Schefflers auf ältere und zeitgenössische Prätexte in den Blick, die deutlich dem Verdikt der Heterodoxie unterworfen waren.¹

Der Pécsger Germanist Lehel Sata will in seiner bereits 2006 in Budapest eingereichten, nun in Buchform vorliegenden Dissertation eben solchen Bezügen auf den Grund gehen, und zwar, indem er die Gedichte Schefflers in den Kontext der Theosophie Jakob Böhmes stellt. In Ermangelung direkter Verweise von Seiten Schefflers, muss Sata zu diesem Zweck einen indirekten Weg wählen, um „auf Grund dessen, was man intertextuelle Bezüge nennen könnte, inhaltlich und the-

matisch eng verwandte, manchmal sich fast in wörtlicher Nähe zueinander befindende Aussagen der beiden Autoren miteinander zu konfrontieren“ (S. 10). Diese sehr vorsichtige Formulierung des Verfassers scheint durchaus gerechtfertigt, muss er doch in seiner einleitenden Darstellung der strukturalistisch geprägten Intertextualitäts-Theorien, mit denen er operiert (BROICH / PFISTER; GENETTE) einräumen, dass Schefflers Bezüge auf Böhmes Texte eher an den „so genannten ‚Randzonen‘ der Intertextualität“ angesiedelt seien; dass sie als „nicht markierte, fragmentarische Entlehnung[en] und Anspielung[en] beschrieben werden“ können (S. 21). Somit steht Sata vor keiner leichten hermeneutischen Aufgabe, indem er solche unmarkierten Anspielungen und Motive in Schefflers Poesie auf Böhme oder zumindest einen mit Böhme korrelierten Diskurs plausibel machen muss, denn immerhin will er „die bisherigen Lesarten der mystischen Poesie Schefflers mit neuen [...] ergänzen“ (S. 20).

Dieser Aufgabe widmet sich Sata in den beiden Hauptkapiteln des Buches anhand zweier wichtiger Komplexe in Schefflers epigrammatischem Werk, die er der Vorrede entnimmt: einerseits das Paradoxon, zugleich mystisch und literarästhetisch relevant; andererseits, und im engeren Sinne mystisch, die ‚Göttliche beschawligkeit‘. Doch zunächst gibt Sata einen konzisen Abriss der einschlägigen Forschung zu Angelus Silesius und zu Jakob Böhme, in dem er auch seine eigenen Haupt-Anknüpfungspunkte deutlich markiert: Sie liegen sinnvollerweise im Fall des schlesischen Mystikers bei den mystikge-

schichtlichen Arbeiten Gnädigers, Kühlmanns und Kempers, im Fall des Görlitzer Schusters bei den bahnbrechenden Systematisierungsversuchen von Grunsky und Bonheim sowie Ferdinand van Ingens Erkundungen in Böhmes Angelologie (S. 33f.). Ausführlicher geht Sata auf die unmittelbar mit Böhmes Einfluss auf Angelus Silesius befasste Forschung ein (S. 35-44), die aufgrund von Schefflers Kontakten zum Kreis Abraham v. Franckenbergs Böhmes Theosophie als wichtigste Quelle seiner Mystik herausstellt und eine einseitige Abhängigkeit des Epigrammatikers von der katholischen Mystik etwa des Maximilian Sandaeus zu relativieren sucht. Abermals vorsichtig warnt Sata allerdings vor der „Gefahr der Verabsolutierung einer einzigen Quelle“ (S. 40), die diesen Studien teilweise innewohne, und nimmt plausibel eine indirekte Rezeption Böhmes, vermittelt über Franckenbergs Ludwigsdorfer Kreis, mithin auch über Theodor v. Tschesch oder Daniel Czepko an.

In der Darstellung des Forschungsstandes zeigt sich am deutlichsten, dass der Dissertation eine Überarbeitung und ausführlichere bibliographische Ergänzung für die Veröffentlichung gutgetan hätte. So lassen sich mindestens zwei neuere Publikationen namhaft machen, die Sata nicht nennt, obwohl sie für die Erhellung der Rezeption Jakob Böhmes – nicht nur bei Scheffler – wichtige Impulse gegeben haben.²

Allerdings geht es Sata neben solchen historischen Konstellationen vor allem um Sprache, mithin darum, ob und wie Schefflers Epigrammatik in poetischer Form vom Wortschatz und von Begriffen Böhme'scher Prägung zehre und somit auch sein Gedankengut verarbeitet habe. Neben anderen Lexemen bilden „Fiat“, „Schrak“, „Urgestand“, aber auch para-

doxe Gedankenfügungen von „Nichts“ und „Alles“ bzw. „Nichts“ und „Ichts“ (S. 43) als Belege einer solchen Übernahme die Grundlage für Satas detailliertere Analyse der Paradoxa bzw. der ‚göttlichen beschawligkeit‘ im *Cherubinischen Wandersmann*.

Zunächst entkleidet Sata im Anschluss an neuere Forschungen die Paradoxa des *Wandersmanns* von der Beschränkung darauf, stilistische Variationen der Antithese zu sein. Vielmehr will er es als ein Bündel von Aspekten verstehen, welches die hermeneutisch auszudeutende paradoxe Formulierung im Text ebenso einschließt wie das Paradox als semantisch-strukturelles Regulativ ganzer Texte, welches zugleich epistemologisch (als Opposition, Negativität), performativ (als Infragestellung begrifflicher und diskursiver Grenzziehungen) und appellativ (auf eine bestimmte Wirkung beim Rezipienten zielend) wirkt. Ergänzend zu dieser abstrakten Bestimmung rekonstruiert er den frühneuzeitlichen Gebrauch des Paradoxons exemplarisch an einer Reihe von Schriften aus dem engeren und weiteren Umkreis Schefflers: Luthers *Von der Freiheit eines Christenmenschen* gründet auf dem Paradox von Freiheit und Knechtschaft und widerspricht zugleich dem Herrschaftsdiskurs des Papstes, löst aber das Paradoxon durch die Hierarchisierung biblischer Hermeneutik auf. Sebastian Franck wertet in der Vorrede zu seinen *Paradoxa* den echten Sinn der Schrift als „ewiges Paradoxon, gewiß und wahr wider allen Wahn, Schein, Glauben und Achtung der ganzen Welt“ (zit. S. 64) und baut darauf seine radikale Inversionsrhetorik, die gegen jede Schrifthermeneutik die Offenbarung des göttlichen Wortes allein in der Inspiration des Auslegers durch den Geist in Stellung bringt. Schließlich profiliert Böhme in der Vorrede zum

Traktat *Von der Gnaden-Wahl* (1623) biblische Stellen in ihrem paradoxen Verhältnis zueinander und pocht, analog zu Franck, auf die Erhellung solcher Paradoxa allein durch individuelle Geisteinwirkung, zeichnet darüber hinaus aber ein Bild Gottes, dem selbst eine paradoxe Struktur von ‚Ungrund‘ und der Dynamik zur (Selbst-)Offenbarung zueigen sei (S. 81f.). Insgesamt kann Sata an seinen Beispieltexen aufzeigen, dass Paradoxa gerade in spiritualistischen Kontexten einen weit größeren Einfluss auf Text- und Denkstrukturen (*inventio*) haben, als es eine Deutung als bloße stilistische Textmerkmale erfassen könnte. Und schließlich gewinnt der Verfasser aus der Sprachtheorie Böhmes, deren ‚einfältiges‘ mystisches Sprechen analog (und simultan) zum wesentlichen Sprechen Gottes sich in Repetitionen und iterativen ‚Aufstiegsübungen‘ vollzieht, einen Grund für die strukturelle, aber auch epistemische Analyse des Scheffler’schen Epigrammbuchs.

Nachdem Sata Schefflers Behandlung des Paradoxons in der Vorrede zum *Wandersmann* als eine Strategie erläutert hat, die mögliche (häretische) Sprengkraft dieser Sinnfigur zu dämpfen, weist er anhand verschiedener Epigramme (u.a. I,106, I,165 und 166) auf, wie der Mystiker-Dichter doch gerade diese Kraft poetisch nutzbar macht: Ziel sei es, „die Artikulationsmöglichkeiten des poetischen Sprechens, welches zwar ein kreatürliches, aber doch kein alltägliches ist, bis auf seine Grenzen hin auszuloten“ (S. 112). Indem der Verfasser zum Einen die philosophische Tradition einer mal eher aristotelisch, mal eher platonisch tingierten Theologie, zum Zweiten die mystische Traditionen seit Tauler, Meister Eckhart u.a. und zum Dritten die literarische Theoriebildung rund um den Begriff „*argutia*“ einbezieht (z. B. S. 129f.), die gerade für

geistliche wie weltliche Epigrammatik des Barock richtungweisend war, entgeht er jener oben formulierten Gefahr, Schefflers spezifisches poetisches Sprechen einseitig von Böhme her zu deuten. Zugleich aber kann er an der Erläuterung des schwierigen Begriffes „*zihr*“ im der *unio mystica* gewidmeten Epigramm I,106 dessen gedankliche Nähe zu Böhmes Traktat *Von der Menschwerdung Jesu Christi* plausibel machen (S. 118f.). Es folgt eine Reihe von Epigrammen, die Sata zu Böhmes Kosmologie etwa der *Aurora* oder der *Sex puncta Theosophica* in direkte gedankliche Beziehung setzen kann. Dies gelingt ihm auch, wo Schefflers Paradoxa anscheinend über Böhmes theosophische Positionen hinausgehen. Wenn Epigramm I,47 behauptet ‚Die Zeit ist Ewigkeit‘, behauptet es eine Einheit von Zweien, die Böhme durchaus getrennt wissen wollte (S. 126). Sata aber begründet über den Gleichnis-Begriff Böhmes – Zeit als ‚Gleichnueß‘ des Ewigen, der vom ‚dreifachen Quellbrunnen‘ inspirierte Mensch als ‚Gleichnueß‘ der Trinität – überzeugend, dass Scheffler seine Verwendung des Paradoxons über die rein rhetorische Antithetik hinaus auf ein Vor-Augen-Stellen mystischer Einheit der Vielfalt hin erweitert.

Über die zwei hier detaillierter referierten Beispiele hinaus verfolgt der Verfasser diese erweiternde Funktion des Paradoxons bei Scheffler durch mehrere Epigramm-Serien weiter und nimmt, im steten Rekurs auf Böhme, u.a. die thematischen Aspekte des Verhältnisses von Gottes- und Selbsterkenntnis (S. 130-132, 168f.), von Wort und Schrift (S. 132-142) sowie die mystische Auffassung Gottes als Einheit von Widersprüchen (S. 142-170) in den Blick.

Den zweiten Hauptteil seines Buches widmet Sata einer Reihe von Epigrammen, die mit der ‚göttlichen beschawligkeit‘,

also der Sensibilisierung und sinnlichen Öffnung des Menschen auf den transzendenten Gott hin, befasst sind. Er setzt hier das „metaphysische Sensorium“ (zit. Bonheim), das Böhme u.a. in *Von der Gnaden-Wahl*, *Christosophia* und der *Morgen-Röte* entwickelt, zu ausgewählten Schlussreimen Schefflers in Beziehung, welche die fünf geistigen Sinne der ‚beschawligkeit‘ einkreisen. Im ständigen Rekurs auf wesentliche Züge von Böhmes Angelologie – die Sata mit Augenmaß rekonstruiert (S. 191-202) – bündelt er einzelne Epigramme und -serien zu einer Gesamtschau von Schefflers mystischem Sensorium:

Das Fühlen verfolgt er in zwei zunächst widersprüchlich erscheinende Richtungen: einerseits über Gottes ewige Geburt des Sohnes, die zur Eingeburt im Menschen wird, zu Schefflers Lob der ‚Unempfindlichkeit‘ (etwa V,143), das er auf Böhmes Qualitätslehre zurückführt; andererseits über das brautmystischen Traditionen entstammende Motiv des göttliche Kusses (z. B. II,93 oder III,235), das taktile Sinnlichkeit maximal aufwertet. Um diese widersprüchlichen Denkrichtungen miteinander zu vermitteln, kann er überzeugend auf seine Ausführungen zum Paradoxon zurückgreifen, das er hier als zentrale Denkstruktur für einen in der Antithetik als Einheit zu denkenden Begriff des taktilen Sinnes aufweist.

Analog dazu entwirft Scheffler ein ‚überkreatürliches‘ Hören, das allein geeignet sei, das Ewige Wort Gottes aufzufassen (z. B. I,85). Sata kombiniert solche ‚akustischen‘ Epigramme mit dem Schall als der sechsten ‚Gestalt‘ der Böhme’schen Offenbarungslehre und weist nach, dass deren zentraler Gedanke des sich selbst hörenden Gotteswortes sich strukturgeleich zu Schefflers Idee des inneren Wortes im Menschen verhält, wie er es

etwa im Epigramm *Mit schweigen höret man* (I,299) anschaulich macht. Überdies greift Sata auf Böhmes Zeichen- und Sprachtheorie zurück, indem er z. B. Böhmes Spekulationen zur Hörbarmachung göttlicher Offenbarung aus *De signatura rerum* zum geistlichen ‚Ton- und Orgelwerk‘ des Angelus Silesius in Beziehung setzt (S. 221-226).

Dem Schmecken kommt schon deshalb eine in theosophischer Hinsicht besondere Bedeutung zu, da Böhmes sieben Quellgeister bekanntlich geschmacklich als ‚herb‘, ‚bitter‘ oder dergleichen konnotiert sind. Insofern fällt hier der Brückenschlag zu Schefflers Gedichten leicht, wobei der Verfasser auch auf den Sprachgebrauch vom ‚Schmeckens Gottes‘ in der mystischen Tradition über Böhme hinaus aufmerksam macht.³

Verglichen mit dem Geschmackssinn ist dagegen der Geruchssinn sowohl bei Böhme als auch bei Scheffler weniger präsent, anhand des Gesichtssinns aber kann Sata die Prävalenz der „zwei Augen der Seele“ (nach epigr. III,228) für die mystische Schau als Zielpunkt der Cherubinischen Wanderungen thematisieren. Hier zeichnet der Verfasser, im Rekurs auf ältere Forschungen zu Schefflers Licht-Metaphorik und ihre mystischen Vorläufer, die *imitatio Christi* als optische Annäherung an den ‚Licht-Sohn‘ ebenso nach wie die in der *unio* sich vollziehende Gottesschau anhand einer Epigrammserie, die den ‚Gottesschauern‘ (innerweltlich Moses in IV,26; in der Engelssphäre der Cherub in II,184) gewidmet ist. Gerade den Cherub als Vorbild des Scheffler’schen Wanderers kann Sata dabei auf die Angelologie Böhmes zurückführen, in deren Systematik der Cherub als mit dem ‚Licht-Sohn‘ wesensidentisch gedacht wird (S. 255f.). Auf der Grundlage der vierten Böhme’schen Gestalt der Offen-

barung, des ‚Blickes‘ oder ‚Blitzes‘ interpretiert Sata sodann die Blitz-Epigramme Schefflers als Ansatzpunkte für eine – mehrere Vermittlungsstufen überspringende – plötzliche Schau des überweltlichen göttlichen Lichtes, wenn das „rein[e] Hertz“ in den „Ewgen blitz“ schaut (zitiert aus epigr. III,99). Gerade an dem zitierten Epigramm zeigt Sata, dass die konzentrierte, argute Zuspitzung dieser poetischen Form besonders geeignet ist, „das die Sinnesorgane bis zu ihren letzten Möglichkeiten herausfordernde und quälende Schauen und Blicken des ‚überlichten Lichtes‘ (IV,23)“ und seine Überwindung hin zur Kontemplation darzustellen (S. 261). Schließlich greift Sata auf Böhmers Rede vom ‚Ungrund‘ als ‚Auge‘ zurück, um mittels einer detaillierten Rekonstruktion der durchaus diffizilen göttlichen Offenbarungsstufen und der ihnen jeweils entsprechenden Sensorien auf die drei Augen der menschlichen Seele zu kommen, die er als menschliche Anteile am Göttlichen (im Gegensatz zu älteren mystischen Traditionen) auch in Schefflers zwei Seelenaugen wiedererkennt (S. 265-267).

Dass freilich die vom Verf. aus hermeneutischen Gründen getrennt behandelten Sinneswahrnehmungen innerhalb der *unio mystica* zu einer Einheit aufgehoben werden müssen, steht außer Zweifel und findet sich auch bei Angelus Silesius explizit formuliert:

Im Innern sind alle Sinne ein Sinn.

Die Sinnen sind im Geist all' ein Sinn und gebrauch.

Wer GOtt beschaut/ der schmäkt/ fühlt/ reucht/ und hört ihn auch. (V, 351)

Der Herausforderung, die auch dieser Schlussreim einbegreift, nämlich aus literaturwissenschaftlicher Perspektive Aspekte auseinanderzulegen, die sowohl in

Böhmes theosophischen Traktaten als auch in Schefflers Andachts-Epigrammen ineins zu denken sind, ohne sie dabei zu simplifizieren, wird diese Studie voll und ganz gerecht. Es gelingt ihr, Schefflers Epigrammatik überzeugend als ‚Wunderrede‘ im Sinne Sebastian Francks zu deuten, seine Rekurse auf Jakob Böhme im Detail nachzuweisen oder zumindest plausibel nahezu legen. Auf diese Weise werden die Epigramme einerseits als poetische Mittel der Theodizee kenntlich, andererseits wird deutlich, auf welche Weise sie für den titelgebenden Cherubinischen Wandersmann – womit sowohl der lyrische Sprecher als auch der andächtige Leser gemeint ist – eine Möglichkeit zur Selbst-Vervollkommnung in der und durch die Sprache der Dichtung eröffnen. Dabei entgeht Sata einerseits der Gefahr einer monokausalen Rückführung von Schefflers Dichtung ausschließlich auf Böhmers Theosophie, kann aber andererseits durch seine genauen kontextualisierenden Lektüren einzelner Epigramme die in der Forschung oftmals allgemein vorausgesetzte Bezugnahme des Barockdichters auf den Görlitzer Mystiker im Detail nachvollziehen und somit souverän eine Forschungslücke schließen.

Dieser Eindruck wird auch von den fehlenden Titeln der Forschungsliteratur, die oben erwähnt wurden, oder von manchen formalen Flüchtigkeiten im Text, die eine solidere Redaktion (oder ein engagierteres Verlagslektorat) durchaus hätte beseitigen können, keineswegs getrübt.

Anmerkungen

¹ Richtungsweisend wirkte hier die Monographie von HORST ALTHAUS (1956), an die Sata füglich anknüpft (S. 39f.).

² Es handelt sich um die Sammelbände *Jacob Böhmes Weg in die Welt. Zur Geschichte der Handschriftensammlung Über-*

setzungen und Editionen von Abraham Willemszoon van Beyerland (HARMSSEN 2007) sowie *Offenbarung und Episteme. Zur europäischen Wirkung Jakob Böhmes im 17. und 18. Jahrhundert.* (KÜHLMANN / VOLLHARDT 2012).

³ So verweist er etwa auf die geistliche Bedeutung des Geschmackssinns in Ignatius von Loyolas *Ejercicios Espirituales* (S. 231, vgl. 241). Freilich wäre auch ein Verweis auf die Bernhardinische Mystik naheliegend gewesen, in der das schmeckende Genießen des Wortes Gottes besonders prominent formuliert wurde (vgl. z. B. RINKE 2008).

Literatur

ALTHAUS, HORST (1956): *Johann Schefflers „Cherubinischer Wandersmann“*. *Mystik und Dichtung*. Gießen (Beiträge zur deutschen Philologie 9).

BÖLSCHKE, WILHELM (ed.) (1914): *Des Angelus Silesius Cherubinischer Wandersmann*. Nach der Ausgabe letzter Hand von 1675 vollständig und mit einer Studie

über den Wert der Mystik für unsere Zeit eingeleitet. Jena.

ELLINGER, GEORG (1927): *Angelus Silesius. Ein Lebensbild*. Breslau.

HARMSSEN, THEODOR (2007): *Jacob Böhmes Weg in die Welt. Zur Geschichte der Handschriftensammlung, Übersetzungen und Editionen von Abraham Willemszoon van Beyerland*. Amsterdam / Stuttgart (Pimander 16).

KÜHLMANN, WILHELM / VOLLHARDT, FRIEDRICH (2012): *Offenbarung und Episteme. Zur europäischen Wirkung Jakob Böhmes im 17. und 18. Jahrhundert*. Berlin / Boston (Frühe Neuzeit 173).

RINKE, STEFANIE (2008): *Leibesspeise. Das „Genießen Gottes“ in Texten der mittelalterlichen Mystik*. In: LILLGE, CLAUDIA / MEYER, ANNE-ROSE (eds.): *Interkulturelle Mahlzeiten. Kulinarische Begegnungen und Kommunikation in der Literatur*. Bielefeld (Kultur- und Medientheorie), 25–44.

Jost Eickmeyer, Freie Universität, Berlin

MATTHIES, ANNEMARIE (2016): *Spielbälle. Neuverhandlungen der Arbeitswelt im Medium der Literatur*. Konstanz: UVK. 328 S.

Die wissenschaftliche Diskussion über Arbeitswelten hat Konjunktur – und das nicht nur in den Sozial- oder Wirtschaftswissenschaften. Seit einigen Jahren ist zu beobachten, wie Diskurse von Arbeit und Arbeitslosigkeit, Prekarität und Ökonomie auch kultur-, medien- und literaturwissenschaftliches Interesse finden. Richtiger müsste man sagen: wiederfinden. Denn die Auseinandersetzung mit Arbeit hat eine (unter dem Primat marxistischer Literaturwissenschaft und unter den Eindrücken der – auch forschungs-politischen – Aufbrüche um 1968 stehende)

Tradition auch in der germanistischen Forschung. Nur ist diese Tradition von den 1980er Jahren bis ins neue Jahrtausend verschüttet gewesen.

Dass die Literaturwissenschaft sich – zunächst in Konferenzbeiträgen – dem Thema erneut widmet, dürfte zwei Gründe haben: die Rückkehr der Arbeitsthematik in den soziologischen Fachdiskurs unter neoliberalen Vorzeichen einerseits und in die Literatur andererseits. Etwa seit der Jahrtausendwende werden soziale Problemlagen im Allgemeinen und Arbeitslosigkeit als eines ihrer spezifischen Probleme interes-

sant zunächst für die Bühnen, dann auch für erzählende Literatur, die SUSANNE HEIMBURGER (2010) in ihrer Studie *Kapitalistischer Geist und literarische Kritik* einer ersten großangelegten Zusammenschau unterzog und damit den Startschuss für weitere literaturwissenschaftliche Forschung gab.

Nun hat die Soziologin und Literaturwissenschaftlerin ANNEMARIE MATTHIES (2016) mit *Spielbälle* eine luzide Studie vorgelegt, die noch einmal literarische Texte auf ihre Thematisierung von Arbeit hin analysiert. Anders als HEIMBURGER konzentriert sich MATTHIES dabei ausschließlich auf Prosawerke, was der Konsistenz der Arbeit guttut. Der Untersuchungszeitraum ist dem von HEIMBURGER ähnlich. Die Arbeit fokussiert das kurze Jahrzehnt von der Jahrtausendwende bis zum Ausbruch der Finanzkrise, stellt dem allerdings ein Kapitel zur Literatur der 1990er Jahre voran, das gleichsam als Kontrastfolie zu den recht homogenen Bezügen der Literatur auf die fachwissenschaftliche wie (massen-)mediale Diskussion zum Satus der Arbeit in der ersten Dekade des neuen Jahrtausends fungiert. Dabei kommt der Literatur bisweilen eine ausgesprochen seismographische Funktion zu, denn der ‚take off‘ der wissenschaftlichen Debatte habe, so MATTHIES, erst zum Ende der 2000er Jahre stattgefunden (vgl. S. 16), mithin zeitgleich mit der literarischen Diskussion oder ihr gar nachgelagert.

Was die Arbeit von MATTHIES von der von HEIMBURGER maßgeblich unterscheidet, ist, abgesehen von Detailanalysen zu Romanen, die HEIMBURGER nicht verhandelt (etwa Jakob Heins literarischer Müßiggang in *Herr Jensen steigt aus*, Reinhard Jirgls literarische [Arbeits-]Gesellschaftsanalyse *Abtrünnig* oder Birgit Vanderbekes autofiktionaler Roman *Geld*

oder *Leben*), ein anderer Zugang. *Spielbälle* ist explizit (literatur-)soziologisch, wo HEIMBURGER literaturwissenschaftlich-hermeneutisch auf soziologische Befunde und Sozialfiguren als Erklärungsfolie der literarischen Narrationen verweist. Hermeneutisch arbeitet MATTHIES indes auch, aber erst in einem zweiten Schritt. Ihre scheinbar einfache Forschungsfrage, die sie an die Texte heranträgt, lautet dabei: „Was weiß die Literatur von der Arbeitswelt?“ (S. 30 et passim). Und: Was ist das Spezifische dieses Wissens? Diese Fragen implizieren ein doppeltes Forschungsinteresse: Zum einen geht es primär um eine Rekonstruktion des Wissens der Literatur und die Präsentation dieses Wissens. Das richtet den Fokus auf das Was der Erzählung: Welche Ausschnitte und Aspekte der Arbeitswelt werden erzählt? Zum anderen geht es (wissenschaftstheoretisch) aber auch darum auszuweisen, dass literarische Texte eine wichtige Quelle soziologischer Forschung darstellen können. Erzählungen gelten MATTHIES als Produkte eines „ästhetisch-synthetischen Verfahrens“, an dessen Ende „etwas Neues entsteht: ein neuer Zusammenhang oder ein bekannter Sachverhalt in neuer Gestalt“, der der „Produktion faktischen Weltwissens“ eben nicht als literarische „Sonderwelt“ gegenüberstehe, weil er sich letztlich aus ihr speise (S. 28). Der Literatur wird folglich keine bloß abbildende, sondern eine formgebende Bezugnahme auf extraliterarische Diskurse attestiert. Es ist die „exklusive Freiheit der Literatur“ (S. 32), sich nicht an Faktizität halten zu müssen, solange innerfiktionale Kohärenz herrscht.

Nachdem das Verhältnis von Text und Kontext, literarischer und sozialer Welt solcherart in aller Kürze geklärt ist, kommt MATTHIES zum textanalytischen Hauptteil der Studie, der zu Recht 80 Pro-

zent des Gesamttextes beansprucht. In kurzen Präliminarien wird der diskursive Bezugsrahmen der in den vier Hauptkapiteln verhandelten Texte abgesteckt. Die Kürze dieser Rahmung macht deutlich, was die Studie nicht sein will: Es geht der Autorin nicht um eine umfassende diskursanalytische Aufbereitung des in die Texte transferierten Weltwissens, nicht um eine Einbettung des literarischen Textes in ein Diskursgewebe im Sinne des New Historicism, sondern um die Texte selbst. Gleichsam um sich nicht den analytischen Blick auf die Romane zu verstellen, bleiben die wissenschaftlichen und medialen Diskurse im Hintergrund. Es geht hier, um es noch einmal zu betonen, nicht darum, was in die Literatur einsinkt, sondern darum, was das Wissen der Literatur ist. Weil dieses Wissen der Literatur auch kontrafaktisch sein kann, mithin nicht deckungsgleich mit den außerliterarischen Diskursen sein muss, ist die Blickrichtung eine andere. Im Ergebnis erzeugt die souveräne Reduktion der diskursiven Wucherungen auf wenige den Analysezeitraum bestimmende Schlagworte eine konzise Lesbarkeit und eine konzentrierte Blicklenkung auf den literarischen Text. Philologisch sozialisierte Leserinnen und Leser dürfte dies freuen, gleichwohl einige Belegstellen mehr nicht nur der Fundierung der Aussagen über die Arbeitsdiskurse gedient hätten, sondern auch eine Serviceleistung für ein nicht soziologisches Lesepublikum wären. Wichtige Texte der Diskussion um den Wandel der Arbeitsgesellschaft, etwa von Richard Sennett oder Zygmunt Bauman, fehlen vollständig.

MATTHIES' Studie reiht die analysierten Texte nicht chronologisch. Deren Wissen über die Arbeitswelt lässt drei Gruppen sichtbar werden: erstens Texte, die eine narrative Dekonstruktion der Arbeitswelt

entfalten, zweitens Texte, die MATTHIES als Panoramabilder beschreibt, weil sie konkrete Arbeitswelten in größere ökonomische Zusammenhänge einbetten, und drittens Texte, die sich als Dementi der negativen Effekte von Arbeit und Arbeitslosigkeit lesen lassen.

In der ersten Gruppe der Dekonstruktion stehen acht Romane im Fokus – zudem gibt es einen sehr knappen Exkurs zum Genre des Praktikantenromans. Das sind viele Texte, die es scheinbar rechtfertigen, die „vergleichsweise massenhaft[e]“ Existenz „erzählerische[r] Bezugnahmen auf die Arbeitswelt und das Neue an ihr“ zu konstatieren (S. 87). Die vermeintliche Hausse von Texten zum Thema, bleibt bei MATTHIES allerdings Behauptung und ist vornehmlich im Vergleich zur Literatur der 1980er und 1990er Jahre festzustellen. Die Gemeinsamkeit der Romane liegt in einer negativen Bezugnahme auf im neoliberalen Diskurs behauptete positive Bilder von einer aktivierenden Arbeitsmarktpolitik und dem Versprechen bei außerordentlichem Engagement auch außerordentlichen Erfolg zu haben. Die zunächst gemeinsam untersuchten Romane von Rolf Dobelli, Joachim Bessing, Georg M. Oswald, Rainer Merkel und Jörg-Uwe Albig inszenieren – „verblüffend repetitiv“ (S. 90) – am konkreten biographischen Fall – MATTHIES spricht von „erzählerische[n] Fallstudien“ (S. 89) – Figuren des Scheiterns am neoliberalen Imperativ. Die Antwort auf die Frage nach dem Wissen dieser Texte lautet: Sie wissen von den Positivbildern der New Economy, sie negieren sie, indem sie ihre Figuren beruflich scheitern lassen, aber sie haben keine Erklärung für das Scheitern der Figuren und keinen Ausweg aus deren Abhängigkeiten. „Einen Maßstab, der sich an etwas anderem bemessen würde als an den Positivbildern selbst,

enthalten die Romane demnach nicht.“ (S. 102) Ähnliche Befunde ergibt die Analyse von Katrin Röggas *wir schlafen nicht*, Annette Pehnts *Mobbing* und Jakob Heins *Herr Jensen steigt aus*. Alle kommen über die Beschreibung der negativen Tendenzen der neuen Arbeitswelt, so MATTHIES' Fazit, kaum hinaus – eben auch deshalb nicht, weil sich kein **textinterner** Bezug zu kritischen Diskursen der Soziologie findet. Dieser lässt sich zwar durchaus herstellen (und die Fülle von literaturwissenschaftlichen Artikeln zu den hier verhandelten Romanen belegt dies). Das wäre aber ein in den Text **hineingetragenes** und kein dem jeweiligen Text **inhärentes** Wissen über die Arbeitswelt. Anders die im folgenden Kapitel analysierten Panorambilder der Ökonomie. Sie gehen über die reine Negation hinaus, weil sie ex- oder implizit „auf zeitgenössische, primär wissenschaftliche, aber auch mediale Diskurse [rekurrieren], deren einzelne Elemente sie aufgreifen, um sie für ihre eigenen Veranschaulichungsabsichten zu nutzen.“ (S. 250) Welche Diskurse das genau sind, das hätte an dieser Stelle etwas umfassender dargelegt werden können. Dass die hier im Fokus stehenden Romane von Reinhard Jirgl, Joachim Zelter, Ernst-Wilhelm Händler und Volker Braun Arbeit als Teil einer durchgängigen Ökonomisierung aller Lebensbereiche verhandeln und dies quellengestützt mit markierten wie unmarkierten Intertexten diskursiv untermauern, verbindet die Texte dieses Kapitels: „Diskursive Elemente werden erzählerisch aufgegriffen und in der Romanwirklichkeit als uneingeschränkt gültige Gegenwartsdiagnosen veranschaulicht.“ (S. 250) Dieser Befund wird durch hermeneutische Detailanalysen der Romane gestützt. Gleichwohl wäre zu überlegen, ob die innerhalb der Romanwelten gültigen Diskurse nicht

durch die Erzählordnung selbst infrage gestellt und letztlich ausgehebelt werden: in Jirgls Roman durch eine auch orthographisch ausgestellte und Eindeutigkeiten pluralisierende Polyphonie, in Volker Brauns *Machwerk* durch die beschränkte Perspektive eines geradezu idiotischen Schelms, in Zelters *Schule der Arbeitslosen* nicht durch die Erzählinstanz, sondern durch die Genrezugehörigkeit zur literarischen Dystopie. Das allerdings ist nicht Teil der Frage nach dem Wissen der Literatur.

Was MATTHIES' Arbeit auszeichnet, sind die pointierten Textanalysen, die sich nicht darauf beschränken, kritische Befunde der Soziologie im literarischen Text wiederzufinden, sondern offen sind für widerstreitende literarische Entwürfe. Mit solchen beginnt und schließt die Studie und setzt sich damit nachdrücklich von der bisherigen literaturwissenschaftlichen Forschung ab. Die Positivbilder gegenwärtiger Arbeitswelten entdeckt MATTHIES sowohl in der von ihr so subsummierten „Unterhaltungsliteratur“ der 1990er Jahre (im Trivialroman *Das Superweib* von Hera Lind ebenso wie im Poproman *Faserland* von Christian Kracht) als auch in den von ihr als ‚Dementi negativer Ordnungen‘ betitelten alternativen Perspektiven auf eine gelingende Subjektivierung von Arbeit in den 2000er Jahren (so bei Birgit Vanderbeke oder Anne Weber). Diese Texte wurden bisher größtenteils gemieden – offenkundig auch deshalb, weil sie sich dem diskursiven Mainstream, der Arbeit im neuen Jahrtausend unter Schlagworten wie Entgrenzung, neuerliche Entfremdung, Flexibilität, Burnout etc. diskutiert, sperren.

Dass die Studie *Spielbälle* übertitelt ist, läuft dann allerdings dieser prinzipiellen Offenheit der Frage nach dem erzählerischen Wissen über Arbeit partiell zuwi-

der. Ein Spielball ist, wie der Duden weiß, eine „Person oder Sache, die jemandem oder einer Sache machtlos ausgeliefert ist“. Hier scheint neuerlich ‚Entfremdung‘ am Werk. Das Subjekt wird zum „Spielball von Amt und Vorgesetztem“ (S. 139) im konkreten Bezug auf Hein und Jirgl (vgl. S. 249), zu „Spielbälle[n] der Verhältnisse“ (S. 284) respektive der „Arbeitswelt“ (S. 290), denn Arbeit wird zwar zur ‚conditio sine qua non‘ des Subjekts erklärt, dieses Verhältnis ist aber nicht mehr subjektiv steuer- und beeinflussbar. Gerade diesem im Titel kondensierten Be-

fund des Ausgeliefertseins stellen sich aber einige der hier verhandelten Romane entgegen, wenngleich auch sie sich letztlich nicht von der Ausrichtung des Lebens an der Arbeit lösen können, sei sie nun positiv oder negativ akzentuiert.

Literatur

HEIMBURGER, SUSANNE (2010): *Kapitalistischer Geist und literarische Kritik. Arbeitswelten in deutschsprachigen Gegenwartstexten*. München.

Torsten Erdbrügger, Leipzig

SOMMERFELD, BEATE (2016): *Übersetzungskritik. Modelle, Perspektiven, Didaktik*. Poznań: Wydawnictwo Naukowe UAM. 138 S.

Die Motivation zur Entstehung dieses Bandes liefert gleich das vorangestellte Motto, eine 1990 geäußerte Ansicht von Margaret AMMANN: „Eine Theorie des Übersetzens muss sich an ihrer Theorie der Übersetzungskritik und allgemein an ihrer Theorie der Bewertung von Übersetzungs- und Dolmetschleistungen messen lassen. Allzu weit sind wir bei diesen Fragen noch nicht gekommen“ (o.S.). Darüber hinaus erwächst das Buch aus dem wissenschaftlichen Interesse von Beate SOMMERFELD und wurde wohl auch durch die Ergebnisse der 2016 ebenfalls von ihr an der Adam Mickiewicz Universität veranstalteten Konferenz zum Thema *Translationswissenschaft zwischen Qualitätsmanagement und Übersetzungskritik* angeregt. In formaler Hinsicht knüpft der Band an das 2015 von SOMMERFELD veröffentlichte Lehr- und Übungsbuch zu Problemfeldern der literarischen Übersetzungsanalyse an. Während sich aber die erwähnte frühere Publikation als eine „Handreichung für Studierende und Leh-

rende im Bereich der literarischen Übersetzungsanalyse“ (SOMMERFELD 2015:7) versteht, steht nun „die Frage nach einem zuverlässigen Maßstab für die sachgerechte Bewertung übersetzerischer Leistungen“ (S. 9) dezidiert im Vordergrund. Dabei ist ausdrücklich hervorzuheben, dass auch in der neuen Veröffentlichung weiterhin hauptsächlich die Übersetzung von literarischen Werken schwerpunktmäßig behandelt wird.

Das in der Einleitung vorgestellte Konzept des Bandes setzt zunächst die Darstellung der wichtigsten translationswissenschaftlichen Ansätze und der daraus entwickelten Modelle für die Übersetzungskritik voraus. Es handelt sich dabei allerdings nicht um eine reine Beschreibung des Forschungsstandes, sondern vielmehr um eine Diskussion und kritische Revision der erwähnten Modelle, die sowohl deren Stärken als auch Schwachstellen vor Augen führen soll. Die Reihenfolge der einzelnen Ansätze hat einen geordneten chronologischen Charakter,

wodurch sich einerseits die gegenseitigen Zusammenhänge und Verwandtschaften zwischen den einzelnen Schulen und Traditionen erkennen lassen, andererseits werden auf diese Weise auch Neuentwicklungen, Kritikpunkte und Gründe für die Herausarbeitung von Gegenpositionen für die Leser nachvollziehbar.

Bereits ein oberflächlicher Blick auf den Inhalt des umfangreichsten, aus 13 Teilen bestehenden ersten Kapitels führt ein breit gefächertes Themenspektrum vor Augen. Als Erstes wird auf das altbekannte linguistisch ausgerichtete Konzept der translatorischen Äquivalenz (und insbesondere auf dessen prominentesten Vertreter Werner Koller) und seine Erweiterungen (Nida, Catford, Kade) näher eingegangen. Bei der Beschreibung dieses Modells verweist SOMMERFELD auf die punktuelle Herangehensweise an den Text und die Ausklammerung des Faktors Subjektivität als problematische Aspekte, die das Äquivalenz-Konzept als ungeeignet zum Zweck der Evaluation von Übersetzungen literarischer Texte erscheinen lassen. Dennoch hält die Verfasserin dieses Konzept für eine methodologische Basis weiterer übersetzungskritischer Modelle, vor allem der integrativen Ansätze.

In dem zweiten Abschnitt erfolgt der Übergang zum texttypologischen Ansatz von Katharina Reiß, deren bahnbrechende übersetzungskritische Verdienste (d.h. Formulierung der Funktionen und Zielsetzungen der Übersetzungskritik) bereits in der Einleitung gewürdigt werden. Bei der Darstellung der von Reiß entwickelten übersetzungsrelevanten Texttypologie hebt SOMMERFELD die kommunikative Einbettung, die Einbeziehung textexterner Faktoren sowie den beim Äquivalenz-Modell vermissten holistischen Blick auf das Textganze hervor. Während aber die Einfachheit und Übersichtlichkeit des textty-

pologischen Ansatzes gelobt werden, nennt die Verfasserin gleichzeitig Kritikpunkte, zu denen nach ihrer Ansicht insbesondere die Außerachtlassung der phatischen Funktion und ungenügende Berücksichtigung des oft von der Funktion des Ausgangstextes abweichenden Übersetzungszweckes gehören würden. Letztendlich behauptet sie, das aus den 1970er Jahren stammende Modell von Reiß könne die Praxis modernen Übersetzens nicht mehr greifen (vgl. S. 20). Hierzu würde ich allerdings bemerken, dass sich das texttypologische Konzept zu Zwecken der translatorischen Ausbildung gut didaktisieren lässt und somit als Einstieg in die Problematik der Übersetzungskritik durchaus empfehlenswert erscheint.

Der nächste Teil des Bandes knüpft an die Sprachphilosophie von Wittgenstein an und leitet daraus pragmatische Ansätze der Übersetzungskritik ab: Das Konzept des Sprachspiels wird als Grundlage der Sprechakttheorie dargestellt. In dem Spannungsverhältnis zwischen dem Sprachsystem und den sog. Privatsprachen bemerkt SOMMERFELD „ein Beschreibungsmodell für die grenzüberschreitende Dynamik literarischer Texte“ (S. 24). Bei der Präsentation des pragmlinguistischen Modells von Juliane House werden einerseits Querverbindungen zu anderen integrativen Ansätzen hergestellt (zu Reiß sowie zum Integrative Approach von Snell-Hornby), andererseits wird auf die lange Tradition des immer noch aktuellen Gegensatzes zwischen den zwei grundsätzlichen Übersetzungsmethoden verwiesen: der einbürgernden und verfremdenden (bei Schleiermacher), denen in etwa die illusionistische und antiillusionistische bei Levý entsprechen würden und die bei House zu *covert* und *overt translation* weiter entwickelt werden. Die nacheinander folgende Darstellung der altbekannten Opposition,

jeweils in neuem Gewand, macht den Leser/innen bewusst, dass es sich dabei im Wesentlichen um die gleiche, nur anders ausgedrückte Vorstellung handelt. Demgegenüber wird im nächsten Unterkapitel eine schrittweise vollzogene Entwicklung von dem Konzept übersetzerischen Handelns, welches für einen Paradigmenwechsel in der Übersetzungswissenschaft und folglich auch in der Übersetzungskritik steht, in Richtung Skopostheorie bis hin zur Konzipierung des mittlerweile überaus populär gewordenen Begriffs Translationskultur verfolgt und nachvollziehbar gemacht.

Eine besondere Bedeutung wird dem funktionalen Ansatz von Margaret Ammann und deren fünfphasigem Modell der Translatkritik beigemessen. Dies ist zum einen allein schon an dem Umfang des einschlägigen Unterkapitels erkennbar (gut zehn Seiten), zum anderen wird es ausdrücklich expliziert, indem die Verfasserin behauptet, dass Ammanns Konzept die meisten Ansatzpunkte für die Bewertung der Übersetzung literarischer Texte bieten würde (vgl. S. 46). Dennoch führt SOMMERFELD eine ganze Liste von Einwänden gegen den Ansatz von Ammann an, die sich übrigens auf die funktionale Herangehensweise in der Translatorkritik schlechthin beziehen. Darüber hinaus würde ich ergänzend darauf hinweisen, dass die Anwendbarkeit dieses Modells auf Grund dessen umständlichen Charakters zumindest in der Übersetzungsdidaktik zu bezweifeln ist.

Die weiteren Überlegungen der Autorin konzentrieren sich auf die Tradition der hermeneutischen Ansätze im deutschsprachigen Raum, die das Verstehen als Grundvoraussetzung des Übersetzens betrachten und einen holistischen Blick auf Texte vertreten: von Schleiermacher über Gadamer, Kloepfer und Schadewaldt bis Pappe und Stolze. Bei der Erläuterung

des Wesens der hermeneutisch geprägten Übersetzungskritik betont SOMMERFELD die Abkehr von den Äquivalenznormen und Hinwendung zur Wirkung des Textganzen. Im Hinblick auf die Übersetzungsbewertung erscheinen die Betrachtung des Textverstehens als des einzigen Bewertungsmaßstabs und die Vernachlässigung der zielsprachigen Textproduktion als problematisch. Die Verfasserin kritisiert hermeneutische Modelle als schwer operationalisierbar und kaum objektivierbar. Doch Aspekte des Textverstehens stehen ebenfalls im Vordergrund bei den interdisziplinär angelegten kognitiven Zugängen, die die der Translation zugrundeliegenden mentalen Vorgänge und Operationen zu erhellen suchen. Auch im Hinblick auf diesen Ansatz formuliert die Verfasserin einige Kritikpunkte: seinen prozessorientierten deskriptiven Charakter, fehlende objektive Bewertungsmaßstäbe, eine schwer nachweisbare Relation zwischen Textverstehen und übersetzerischen Entscheidungen. Trotz der von SOMMERFELD artikulierten Einwände bleibt wohl unbestritten, dass die Kategorie ‚Verstehen‘ bei der literaturwissenschaftlich orientierten Bewertung der Qualität von literarischen Übersetzungen nicht wegzudenken ist.

Der Ansatz von Sigrid KUPSCH-LOSEREIT wird zwischen der hermeneutischen, kognitivistischen und funktionalen Perspektive platziert. SOMMERFELD weiß die Komplexität dieses Modells zu schätzen, aus dem nach ihrer Ansicht ein recht leicht operationalisierbares „einleuchtendes Regelwerk für die Bewertung literarischer Übersetzungen“ (S. 62) resultiere, das prozess- und produktorientierte Aspekte integriere. Gegen diese Auffassung der Verfasserin könnte allerdings eingewendet werden, dass die in dem Evaluierungsansatz von KUPSCH-LOSEREIT (2008:201-211) ent-

haltenen, hauptsächlich linguistisch geprägten allgemeinen Parameter nicht unbeding zur Bewertung der Qualität von literarischen Übersetzungen aus der ästhetischen Perspektive tauglich sind. Dies erscheint insbesondere in Bezug auf solche Kriterien problematisch wie Funktionsgerechtigkeit und kulturspezifische Texterwartungen. Des Weiteren ist meines Erachtens auf die in der Literaturwissenschaft und Linguistik unterschiedlich definierten und dadurch potenzielle Missverständnisse verursachenden Termini ‚Kontext‘ und ‚Interpretierbarkeit‘ hinzuweisen, die von KUPSCH-LOSEREIT ebenfalls als Bewertungsparameter vorgeschlagen werden (vgl. JOKIEL 2017).

Außer den aus dem deutschsprachigen Raum stammenden Modellen berücksichtigt SOMMERFELD, die wohl gemerkt nicht nur Germanistin, sondern auch Romanistin ist, auch frankophone Impulse, insbesondere Antoine Bermans Konzept des Übersetzungsprojekts, in welchem den Übersetzenden ein weitgehend autonomer Status zugestanden wird, so dass sie zu Partner/innen sowohl in einem translatorischen als auch translalkritischen Handlungsprozess werden. Die von Berman gestellte Forderung nach der Einbeziehung des Umfelds bei der Übersetzungskritik lässt ihn laut der Verfasserin bereits in der Nähe der historisch-deskriptiven Übersetzungsforschung verorten.

Die Descriptive Translation Studies (DTS) stellen den nächsten zu behandelnden Fragenkomplex des Bandes dar, auch wenn die Autorin gleich zu Beginn des Unterkapitels mit Recht unterstreicht, dass sich dieser Ansatz traditionell gar nicht mit der Bewertung, sondern – wie der Name selbst andeutet – mit der Beschreibung von Übersetzungen, darunter insbesondere mit deren Rezeption und Kulturgeschichte beschäftigt. Für den

größten Verdienst der DTS hält SOMMERFELD die Sensibilisierung dafür, dass die Übersetzungskritiker/innen in ihren Wertungen von den Maßstäben und Normen der eigenen Kultur bestimmt werden.

Im zweiten Kapitel erweitert die Autorin ihre Ausführungen um die neueren Herausforderungen der Übersetzungskritik und der Übersetzungswissenschaft schlechthin. Gemeint sind verschiedenartige mediale und modale Mischformen, aus deren Existenz zunächst die Notwendigkeit einer Neudefinierung des Phänomens ‚Translation‘ erwächst. Gleichzeitig diagnostiziert SOMMERFELD den Bedarf an neuen, den Anforderungen moderner Kommunikation entsprechhenden Qualitätskriterien für die multimediale Translation unter besonderer Berücksichtigung bildlicher bzw. typografisch-visueller Bestandteile sowie des Zusammenwirkens von Text und Bild. Vor diesem Hintergrund werden unter anderem gewählte Fragen der Kinderliteraturübersetzung und -bewertung behandelt und dabei solche Forschungsdesiderate wie der Modus ‚Vorlesen‘ oder der Zusammenhang zwischen der verbalen Ebene und dem Stil der Zeichnungen in Kinderbüchern festgestellt. Die Verfasserin konstatiert darüber hinaus die Notwendigkeit der Einbeziehung zeichentheoretischer Gesichtspunkte bei der Bewertung der Übersetzungen von multimodalen und multimedialen Werken.

Ein separater Abschnitt nimmt Fragen der audiovisuellen Übersetzung in den Fokus, die nach Ansicht von SOMMERFELD relativ gut erforscht ist. Auf Grund festgestellter zahlreicher Gemeinsamkeiten mit der Übersetzung literarischer Texte weist die Autorin darauf hin, dass beim Umgang mit der audiovisuellen Translation bereits existierende Konzepte aufgegriffen und um technische Komponenten erweitert

werden können. Bei der Bewertung der Qualität von Filmübersetzungen, der gängigsten audiovisuellen Form, seien allerdings ebenfalls Kenntnisse der Filmästhetik sowie die Anforderungen und Spezifik des jeweiligen Modus (Untertitelung / Synchronisation) erforderlich. Anschließend präsentiert die Autorin ein vierstufiges Modell zur Bewertung von Untertiteln in Form eines Fragenkatalogs, in dem sich jedoch die besagten Gemeinsamkeiten mit der Beurteilung von literarischen Übersetzungen nur teilweise feststellen lassen. Die erste Stufe konzentriert sich nämlich auf medienspezifische Anforderungen wie die Einblendzeit bzw. die Anpassung des Textumfangs an die Lesegeschwindigkeit, die zweite nimmt das Ausmaß der Komprimierungen in den Fokus. Erst bei der dritten Stufe, die sich auf den Umgang mit Mündlichkeit und Sprachvarietäten bezieht, kann von Parallelen mit der Bewertung literarischer Übersetzungen die Rede sein. Die vierte Stufe des Modells gilt dem multisemiotischen Charakter des Filmkunstwerks und trifft somit ebenfalls nur auf einen Teil literarischer Werke zu, in denen außer der Schrift auch visuelle Elemente auftauchen.

Der letzte Teil von Kapitel 2 geht auf das Wesen der translationswissenschaftlich kaum erschlossenen Audiodeskription (insbesondere von Werken der bildenden Kunst) als einer mit der Untertitelung von Filmen vergleichbaren Form der intersemiotischen Übersetzung ein. Angesichts der Tatsache, dass dieses Phänomen nur selten als Gegenstand der Translatork betrachtet wird, kann es nicht wundernehmen, dass bislang keine Kriterien zu dessen Evaluierung erarbeitet wurden und folglich kaum Übersetzungskritik in diesem Bereich geübt werden kann. Diese Tatsache wird von der Autorin u.a. auf fehlendes Feedback seitens der Rezipie-

renden zurückgeführt. Gleichzeitig schlägt SOMMERFELD eine mögliche Lösung vor, indem sie dazu auffordert, die Bewertungskriterien für die Qualität der Audiodeskription in einer Zusammenarbeit zwischen Praktiker/innen (Audiodeskriptor/innen, Filmbeschreiber/innen) und Translationswissenschaftler/innen zu erstellen. In einem weiteren Schritt werden – ähnlich wie bei der audiovisuellen Übersetzung – in Form von Fragen formulierte Qualitätsaspekte der Audiodeskription von Filmen vorgeschlagen, bei denen allerdings insbesondere pragmatische und nicht ästhetische Parameter zum Tragen kommen. Den von der Autorin gebotenen Fragenkatalog verstehe ich zudem eher als einen Ausgangspunkt für weitere Überlegungen und nicht als ein fertiges operationalisierbares Modell. Zum Abschluss dieses Kapitels wird für die weitere transdisziplinäre Entwicklung der Translationswissenschaft plädiert, u.a. durch eine stärkere Einbeziehung des Übersetzers in den Prozess der Translatorkritik.

In Kapitel 3 werden Überlegungen angestellt, wie man die Qualität literarischer Übersetzungen steigern kann. SOMMERFELD weist in diesem Zusammenhang auf die Übersetzungsdidaktik als eine Chance hin und spricht sich dezidiert einerseits für die stärkere Berücksichtigung der Didaktik des Literaturübersetzens in der universitären philologischen Ausbildung aus; andererseits führt sie den unbestrittenen Nutzen der Behandlung von Fragen der Übersetzungskritik im Rahmen der Übersetzerausbildung vor Augen. Vor diesem Hintergrund darf die Problematik der Fehlerbewertung und -gewichtung nicht unerwähnt bleiben. Eine besondere Berücksichtigung findet dabei das funktionale Analyseverfahren von Nord sowie das Modell von Thome.

Darüber hinaus teilt SOMMERFELD ihre

didaktische Erfahrung und überlegt, wie man beispielsweise die Skopos-Theorie in der Übersetzungsdidaktik fruchtbar machen kann. Als weitere übersetzungsdidaktisch relevante Ziele nennt die Verfasserin die Entwicklung des Bewusstseins für den sprachlich-kulturellen Transfer, Überlegungen zum Kontext literarischer Übersetzungen, Förderung der Kreativität, Formulierung des eigenen Interpretationsstandpunktes, Stärkung der Autonomie angehender Übersetzerinnen und Übersetzer sowie des Methodenbewusstseins. Unter Rückgriff auf die im ersten Kapitel vorgestellten übersetzungskritischen Modelle und Ansätze werden praktische übersetzungsdidaktische Ideen zu deren Anwendung in der Übersetzerausbildung entwickelt. In den Mittelpunkt rückt dabei das Problem der Bewertung translatorischer Leistungen der Studierenden. In diesem Zusammenhang plädiert SOMMERFELD für die Durchführung eines Evaluierungsprozesses in Form von Diskussionen über die Folgen der getroffenen übersetzerischen Entscheidungen, denn nur so werde die Bewertung zur prozessorientierten Translatkritik (vgl. S. 122). Auf diese Weise würden die Studierenden auch die Chance bekommen, eigene Lösungen rechtfertigen zu können. Die von der Autorin vorgeschlagene Evaluierungsform scheint überdies auch für die Lehrkräfte von Vorteil zu sein, da sie ihnen die Möglichkeit bietet, argumentativ begründen zu können, warum bestimmte Lösungen für falsch bzw. nicht optimal gehalten werden können.

Bei der Frage der Übersetzungskorrektur wird die Forderung nach Aufstellung klarer Bewertungskriterien sowie nach deren Transparenz und Nachvollziehbarkeit hervorgehoben. Dabei weist die Verfasserin darauf hin, dass die Didaktikerin / der Didaktiker in der Ausbildung zur Überset-

zungskritikerin / zum Übersetzungskritiker werden sollte. Doch der Weg zur Steigerung der translatorischen Kompetenz führt nach Ansicht der Autorin nicht nur über praktische Translationsübungen, sondern ebenfalls durch intensive Beschäftigung mit Fragen der literarischen Übersetzungsanalyse unter der Bedingung, „dass dabei einem klaren Konzept gefolgt wird“ (S. 123). An dieser Stelle wird eine Brücke zum Lehr- und Übungsbuch zu Problemfeldern der literarischen Übersetzung (vgl. SOMMERFELD 2015) geschlagen, in dem grundsätzliche Aspekte der Analyse von literarischen Werken zunächst theoretisch umrissen, an Textbeispielen erläutert und mit weiterführenden Übungen versehen sind.

In den Schlussfolgerungen betont SOMMERFELD die Notwendigkeit, „Querverbindungen zwischen Translatkritik und Übersetzungsdidaktik herzustellen“ (S. 125). Gleichzeitig spricht sie sich dafür aus, die translationswissenschaftlichen Modelle und Ansätze der Übersetzungskritik in der universitären Lehre fruchtbar zu machen, um auf diesem Weg – ergänzend zu traditionellen Übersetzungsübungen – sowohl die translatorische Kompetenz als auch die Qualität zukünftiger Übersetzungen zu steigern.

An wen sich das Buch wendet, wird nicht ausdrücklich erwähnt. Der Verfasserin zufolge handelt es sich dabei um Hinweise für Praktiker/innen, wie man die Qualität übersetzerischer Leistungen steigern kann. Die besprochene Publikation kann aber genauso gut als ein wertvolles kommentiertes Compendium übersetzungskritischer Ansätze für Philologie- und Translatorkstudierende, für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und insbesondere für Übersetzungskritikerinnen und -kritiker empfohlen werden, da sie zahlreiche, oft konkurrierende Instrumente und Metho-

den zur Beurteilung der Übersetzungsqualität liefert. Die richtige Wahl und angemessene Anwendung dieses Instrumentariums wird allerdings den Leser/innen selbst überlassen. Als eine wertvolle Ergänzung des Bandes könnte man sich daher praktische Fallstudien vorstellen, die zeigen würden, zu welchen Ergebnissen man kommt, wenn verschiedene übersetzungskritische Ansätze angewendet werden.

Durch die Hervorhebung logischer Zusammenhänge, wiederkehrender Tendenzen und Nachfolgeentwicklungen bestimmter Ansätze gehen die einzelnen Teile, insbesondere in Kapitel 1, nahtlos ineinander über. Das Buch ist mit einer nützlichen, ausführlichen Bibliografie zur Übersetzungskritik abgerundet. Es fehlt allerdings ein Sachregister mit Erläuterungen des verwendeten Fachwortschatzes aus dem Bereich Translatork, welches insbesondere im Hinblick auf studentische Lesekreise wünschenswert erscheint.

Die besprochene Studie kann mit Sicherheit Aufklärungsarbeit leisten und dadurch zur Sensibilisierung für die komplexe Thematik der Übersetzungsqualität beitragen. Der Band lässt sich sowohl in den Bereich der literaturwissenschaftlich fundierten Übersetzungsforschung als auch der Übersetzungsdidaktik einstufen. Das größte Verdienst der Verfasserin besteht meines Erachtens darin, dass sie klare und nachvollziehbare Zusammenhänge zwischen dem übersetzungskritischen Bewusstsein, dessen didaktischer Vermittlung und (langfristig betrachtet) der Qualität von (nicht nur) literarischen Übersetzungen herzustellen vermochte. Somit liefert sie eine überzeugende Be-

gründung für den Sinn einer intensiven Beschäftigung mit übersetzungskritischen Fragen.

Abschließend sei bemerkt, dass die Studie von SOMMERFELD in dem von ihr miteditierten Sammelband *Übersetzungskritisches Handeln. Modelle und Fallstudien* (SOMMERFELD 2017) bereits eine Fortsetzung und Ergänzung fand. Wie der Untertitel andeutet, geht es immer noch um Methoden der Übersetzungskritik, diesmal allerdings meist in Form von praktischen Fallbeispielen, an denen das theoretische Instrumentarium exemplarisch erprobt wird.

Literatur

JOKIEL, MALGORZATA (2017): *Zum Spannungsverhältnis zwischen ästhetischen und linguistischen Qualitätskriterien literarischer Übersetzungen*. In: SOMMERFELD, BEATE / KĘSICKA, KAROLINA / KORYCIŃSKA-WEGNER, MALGORZATA / FIMIĄK-CHWILKOWSKA, ANNA (eds.): *Übersetzungskritisches Handeln. Modelle und Fallstudien*. Frankfurt a. M., 29-42.

KUPSCH-LOSEREIT, SIGRID (2008): *Vom Ausgangstext zum Zieltext: eine Wegbeschreibung translatorischen Handelns*. Berlin.

SOMMERFELD, BEATE (2015): *Problemfelder der literarischen Übersetzungsanalyse. Lehr- und Übungsbuch für Studierende und Lehrende der Translationswissenschaft*. Poznań.

SOMMERFELD, BEATE / KĘSICKA, KAROLINA / KORYCIŃSKA-WEGNER, MALGORZATA / FIMIĄK-CHWILKOWSKA, ANNA (eds.) (2017): *Übersetzungskritisches Handeln. Modelle und Fallstudien*. Frankfurt a. M.

Malgorzata Jokiel, Opole

WEIDNER, DANIEL (ed.) (2016): *Handbuch. Literatur und Religion*. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag. 484 S.

Das *Handbuch. Literatur und Religion* von DANIEL WEIDNER, Kulturwissenschaftler mit Schwerpunkt Religion an der Humboldt-Universität zu Berlin und Stellvertretender Direktor des Zentrums für Literaturforschung, ist das erste komplexe Nachschlagewerk im deutschsprachigen Raum, das literarisch-religiösen Zusammenhängen gewidmet ist. Das sich durch Übersichtlichkeit, Redlichkeit und Objektivität auszeichnende Werk ist in sechs Kapitel eingeteilt, und zwar in *Zugänge, Diskurse, Konfessionen, Epochen, Gattungen* und *Figuren*. In jeder Kategorie gibt es mehrere Unterkapitel, die von verschiedenen AutorInnen verfasst wurden und mit einem Verzeichnis deutsch- und englischsprachiger Literatur zu dem jeweiligen Thema versehen sind.

Als größter Vorteil des Nachschlagewerkes von DANIEL WEIDNER kann dessen Auseinandersetzung mit neueren gesellschaftlich-wissenschaftlichen Problemen angesehen werden. Solch aktuelle und von den ForscherInnen bisher eher unterschätzte Erscheinungen wie das Internet werden hier als vollberechtigtes Kulturgut behandelt und ausführlich besprochen. Dasselbe gilt für unterschiedliche kontrovers diskutierte Themen wie Gender oder Politik. Die VerfasserInnen vermeiden schwierige Themen nicht, ganz im Gegenteil – sie wenden ihnen große Aufmerksamkeit zu. Der Grund dafür ist sicherlich der wachsende Einfluss dieser Themen nicht nur auf das alltägliche Leben der modernen Gesellschaft, sondern auch auf die wissenschaftlichen Diskurse.

Mit Gender und der Politik ist es aber nicht getan. Im WEIDNERS Werk werden auch SchriftstellerInnen mit Migrationshintergrund behandelt, was angesichts der

zunehmend kritisch diskutierten Migration und Flucht nach Deutschland von hoher Aktualität zeugt. Es wird gezeigt, wie ungeachtet der gesellschaftlichen Spannungen der mit den Einwandernden aufkommende Kulturreichtum angemessen eingeschätzt werden kann.

Man könnte vermuten, dass ein Werk, welches im großen Maße von Religion handelt, dieses Thema affirmativ vorstellt. Nichts dergleichen, die AutorInnen betrachten sie mit Distanz und versuchen sie und ihre Verbindung mit der Literatur nüchtern und objektiv zu beschreiben. Als Beispiel kann hier der Vergleich der Religion mit einer Gefahr dienen:

Am Ursprung der Religion steht die Gewalt. Nie kann ausgeschlossen werden, dass sich Menschen ihres Glaubens wegen den Krieg erklären. Zugleich erwarten wir von der Religion, dass sie Gewalt überwindet oder zumindest zähmt. Einig ist sich die Forschung darüber, dass Religionen nicht friedlich, sondern durch ihren Alleinanspruch auf Wahrheit auch eine Gefahr sind (BRAUN, MICHAEL, *Gegenwartsliteratur, Postmoderne*, S. 202).

Durch solche Thesen kann das Handbuch von DANIEL WEIDNER eine/n konservative/n Lesende/n in Erstaunen versetzen. Desto mehr verdienen die AutorInnen Bewunderung dafür, dass es ihnen gelungen ist, Neutralität zu bewahren, denn nur dadurch ist die professionelle Auseinandersetzung mit literarisch-religiösen Themen möglich.

Die Publikation von DANIEL WEIDNER richtet sich vor allem an jene, die ihr Wissen über die Kultur der deutschsprachigen Länder vertiefen möchten. Dessen ungeachtet werden in ihr auch diejenigen AutorInnen und Werke berücksichtigt, die

über die Grenzen des deutschsprachigen Raumes hinausreichen, was nicht nur den Horizont erweitert, sondern auch erlaubt, die besprochene Problematik aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten.

Das erste Kapitel, das mit *Zugänge* betitelt wurde, liefert Grundinformationen über die Religion im Hinblick auf deren Zusammenhänge mit der Literatur, ohne dass es sich auf bestimmte Konfessionen konzentrieren würde. Man kann hier u.a. den Ursprung des Begriffs ‚Religion‘ und seine Merkmale kennen lernen. Darüber hinaus wird sowohl der theologischen Literaturdeutung als auch dem Ort und der Rolle der Religion in der Literaturwissenschaft große Beachtung geschenkt. Die AutorInnen erörtern, wie und wozu die Literatur in der Theologie verwendet wird. Dabei berücksichtigen sie verschiedene historische Kontexte. Es werden Ansätze der bedeutendsten TheologInnen vorgestellt, die sich um ihren Forschungsbereich sehr verdient gemacht und die Rolle der Literatur für ihre Wissenschaft äußerst hoch geschätzt haben. Zu ihnen gehören solche Persönlichkeiten wie Romano Guardini, Hans Urs von Balthasar und Paul Tillich.

Neben diesen konservativen und weltbekannten Wissenschaftlern werden auch Dorothee Sölle, Dietmar Mieth und Karl Josef Kuschel erwähnt, was die Differenziertheit des theologischen Umfelds und dessen Reichtum zeigt. Die Präsentation der revolutionären TheologInnen erlaubt, den Gesichtspunkt zu erweitern und sich für verschiedene wissenschaftliche Strömungen zu öffnen. Die Berücksichtigung katholischer und protestantischer TheologInnen verleiht dem Buch Objektivität und ermöglicht, ein bestimmtes Problem von mehreren Standpunkten aus zu betrachten. Ein Vorteil dieses Kapitels ist,

dass sich die VerfasserInnen nur auf einige ForscherInnen konzentrieren, wodurch man nicht mit Informationen überhäuft wird. Stattdessen kann man sich einen Überblick über Ansätze anerkannter ReligionswissenschaftlerInnen verschaffen und mit theologischem Grundwissen ausrüsten.

Das Kapitel *Zugänge* zeichnet sich durch die Fokussierung verschiedener Perspektiven aus, was die Orientierung der AutorInnen an Probleme der Gegenwart zum Ausdruck bringt. Das Buch weist so Ähnlichkeit mit digitalen Veröffentlichungen auf, die dadurch, dass jede Person etwas hinzufügen kann, Bestandteil einer ‚Kultur der Vorläufigkeit‘ sind (vgl. HENDRYK 2001:15). Auch WEIDNERS Nachschlagewerk erweckt den Eindruck, als sei es letztlich nicht abgeschlossen.

Im Teil, der den Diskursen gewidmet ist, wird wie in allen anderen Kapiteln die Vergangenheit mit der Gegenwart verbunden, wobei auch hier die zweite Zeitebene deutlich überwiegt. Die AutorInnen legen höchsten Wert auf das Gegenwärtige. Man spürt geradezu die Begeisterung am Hier und Jetzt, einer Zeit also, in welcher der menschliche Tatendrang sich Geltung verschafft. Als innovativ können überraschende und kühne Vergleiche gelten – die Theologie wird als Medienwissenschaft und der Prophet als Performer bzw. Aktionskünstler dargestellt (vgl. S. 34f.), wodurch die religiösen Inhalte zugänglicher und attraktiver werden. Dieses Kapitel ist im höchsten Maße durch eine soziologische Perspektive gekennzeichnet. Die VerfasserInnen setzen sich u.a. mit solchen Themen und Feldern wie *Gender* oder *queer studies* auseinander, was sicherlich dem Abbau von Stereotypen und Vorurteilen in der Forschung dient.

In *Konfessionen* werden die größten, bekanntesten und einflussreichsten Weltreligionen besprochen, und zwar der Katholizismus, der Protestantismus, das Judentum, der Islam und der Buddhismus. Besonders die Differenzierung von Katholizismus und Protestantismus macht deutlich, wie sich die beiden christlichen Konfessionen nicht nur hinsichtlich ihres jeweiligen Dogmas, sondern auch in Bezug auf die mit ihr verbundene literarische Tradition maßgeblich voneinander unterscheiden. Andere christlichen Konfessionen wie das russisch-orthodoxe Glaubensbekenntnis wurden übergangen. Wahrscheinlich deshalb, dass weil sie weniger Einfluss auf die deutschsprachige Kultur ausüben.

Es ist einiges Vorwissen nötig, um sich mit den in diesem Kapitel vorgestellten Phänomenen vertraut zu machen, denn es fehlt an einer theologischen Darlegung der Weltreligionen – handelt es sich hier doch um ein Buch aus dem Bereich der Literaturwissenschaft, nicht aus dem Bereich der Theologie. Stattdessen zeigen die AutorInnen Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Religion auf, wie sie sich im Laufe der Weltgeschichte gestalteten. Hervorzuheben ist, dass jede Konfession auf eine andere Art und Weise dargestellt wird. Dies bedeutet, dass jedes Glaubensbekenntnis sich durch eigene Merkmale auszeichnet, die individuell besprochen werden sollten. Damit werden die AutorInnen der Einzigartigkeit jeder Religion gerecht.

Wie in anderen Kapiteln wird auch hier den Zukunftsaussichten viel Beachtung geschenkt, was wahrscheinlich einen Impuls zum weiteren Nachforschen geben und zum Denken anregen soll. Vorteilhaft ist auch die Berücksichtigung der asiatischen und arabischen Religionen, was dazu verhelfen kann, Vorurteile abzu-

bauen und Gemeinsamkeiten aller Gläubigen und ihrer Kulturen zu bemerken.

In dem Handbuch von DANIEL WEIDNER werden alle literarischen Epochen vorgestellt. Man hat Gelegenheit, die Entwicklung der literarisch-religiösen Zusammenhänge von der Antike bis zur Postmoderne kennen zu lernen. Dank zahlreicher Bezüge zu verschiedenen Werken, die meistens ausführlich besprochen werden, kann man sich ein ziemlich genaues Bild von einer bestimmten Epoche machen. Charakteristisch ist, dass die VerfasserInnen sich stark auf Zäsuren konzentrieren, wodurch die einzelnen Erscheinungen besser verständlich sind. Wertvoll ist auch die Darstellung der Funktion und Bedeutung der Bibel im Laufe der menschlichen Geschichte, denn man sieht auf diese Weise, in welchem Maße sich die Religiosität verändert hat.

Der den Gattungen gewidmete Teil des Handbuches zeigt die Entwicklung jeweils einer bestimmten theologischen oder literarischen Gattung im Laufe der Jahrhunderte. Es gibt hier zahlreiche Bezugnahmen zur Geschichte der deutschsprachigen Länder und der Welt, aber gegenwärtige Probleme bilden auch in diesem Kapitel die Mehrheit. Man kann man etwas über die neuesten theologisch-soziologischen Fragen erfahren wie über die tolerante Sprache des Gebets (vgl. S. 238). Zahlreiche Textbeispiele und deren kurze Analysen veranschaulichen die besprochene Gattung und spornen beim Lesen zum selbständigen Ergründen an.

Darüber hinaus kann man hier Bezüge zu bekannten und angesehenen AutorInnen sowie zu denen, die wenig bekannt sind oder denen man bisher aus verschiedenen Gründen kaum Beachtung schenkte, finden. Ein gutes Beispiel dafür ist das Konzept des ‚neuen geistlichen Liedes‘ (vgl. S. 270-272) oder des ‚politi-

schen Nachtgebets‘ (vgl. S. 237). Die AutorInnen dieses Kapitels haben sich dafür entschieden, zuerst die heiligen Bücher der wichtigsten Weltreligionen zu besprechen, was plausibel wirkt, weil es erlaubt, nicht nur das Wesen der Religionen zu begreifen, sondern auch ihre Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zu bemerken, was wiederum ermöglicht, den Ursprung der religiösen Phänomene wahrzunehmen.

In dem Kapitel *Figuren* wird Gelegenheit geboten, sich mit Motiven vertraut zu machen, die eng mit dem Glauben verbunden sind. Hierzu gehören Blasphemie, Opfer, Exil, Paradies, Schrift, Bekehrung oder Vision. Durch die vielen literarischen, philosophischen, theologischen und soziologischen Bezüge erscheint dieser Teil des Handbuches am interessantesten. Ein solcher Reichtum an Kontexten erlaubt den AutorInnen eine bestimmte Erscheinung objektiv und holistisch vorzustellen. Die Besprechung jeder Figur beginnt mit Informationen über ihren Ursprung. Dann wird die kulturelle Auseinandersetzung mit ihr im Laufe der Weltgeschichte gezeigt, wobei eine steife, chronologische Ordnung vermieden wird. Stattdessen greifen die Verfasser mit Ungezwungenheit bestimmte Themen auf, was dazu ermutigen kann, frei und unabhängig zu denken und nach Zusammenhängen zu suchen. Das Zitieren von literarischen, biblischen und philosophischen Texten motiviert zur weiteren Vertiefung des Wissens und verleiht den vorgestellten Thesen Glaubwürdigkeit.

Das Kapitel bietet keine ausführliche Charakteristik einer Figur, aber dies ist vermutlich beabsichtigt. Man erhält den

Eindruck, dass darauf gezielt wurde, eine Sammlung der wichtigsten Informationen zu liefern, damit ein Überblick über individuell interessierende Frage möglich ist und um dazu anzuregen, nach weiteren Materialien zu diesem Thema zu suchen. Jeder Figur ist eine Bibliographie beige-fügt, welche über die im Text erwähnten Publikationen hinausgeht, so dass auch diejenigen erwähnt werden, die sich mit dem jeweiligen Thema überhaupt beschäftigen und deren Auffassungen besondere Beachtung verdienen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Nachschlagewerk von DANIEL WEIDNER wegen seiner Objektivität, Komplexität und Zugänglichkeit eine gründliche wissenschaftliche Publikation nicht nur für TheologInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen, sondern auch für diejenigen darstellt, die an literarisch-religiösen Beziehungen interessiert sind und ihr Grundwissen darüber erweitern oder ordnen möchten.

Literatur

HENDRYK, EWA (2001): *Auf dem Weg zu einem kreativen Umgang mit dem Internet*. In: HENDRYK, EWA; WATRAC, JAN (eds.) (2001): *Internet als neue literarische Ausdrucksform*. Koszalin.

MÜLLER, HANS-PETER: *Säkularisierung und die Rückkehr der Religion?* In: *bpb* vom 31.5.2012. Online verfügbar: <http://www.bpb.de/politik/grundfragen/deutsche-verhaeltnisse-eine-sozialkunde/138614/saekularisierung-und-die-rueckkehr-der-religion> (06.06.2017).

Iwona Płotka, Gdańsk

HELBIG-MISCHEWSKI, BRIGITTA / ZDUNIAK-WIKTOROWICZ, MAŁGORZATA (eds.) (2016): *Migrantenliteratur im Wandel. Junge Prosa mit (nicht nur) polnischen Wurzeln in Deutschland und Europa / Literatura migracyjna w procesie. Młoda proza (nie tylko) polskiego pochodzenia w Niemczech i Europie* (= Studien zum deutsch-polnischen Kulturtransfer, Band 6). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag. 294 S.

2016 ist als Ergebnis der ein Jahr zuvor im Collegium Polonicum in Ślubice organisierten Konferenz *Migrationserfahrungen im vereinten Europa. Narrationen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern polnischer Herkunft in Deutschland nach 1989* ein zweisprachiger Band erschienen, der die Ergebnisse dieser Konferenz zweisprachig zusammenfasst.

In der Einführung *Prosa mit polnischem Hintergrund in Deutschland und Kontexte / Prosa polskiego pochodzenia w Niemczech i konteksty* (S. 11-28) wird vorerst auf die Diskrepanz zwischen der kulturwissenschaftlichen Forschung, die sich weitgehend von der essentialistischen Betrachtungsweise der Herkunft und der nationalen Zugehörigkeit distanziert, und dem Selbstverständnis vieler MigrantInnen, für die die nationalen Wurzeln sehr wohl von Bedeutung sind, eingegangen. Bei der Vielfalt von Bezeichnungen für die vom ‚Migrationshintergrund‘ gekennzeichnete Literatur, wie etwa MigrantInnenliteratur, PostmigrantInnenliteratur, Literatur in Bewegung, Europas Literatur, verstehen die Herausgeberinnen den Band als einen möglichen Beitrag zur Diskussion über die Forschungsmethodologie und Begrifflichkeit bezüglich dieser Art von Literatur. Da die im Band publizierten Texte von WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Disziplinen stammen (SlawistInnen, PolonistInnen, GermanistInnen, RomanistInnen und AnglistInnen), kann der Diskurs über die ‚richtige‘ Bezeichnung aus unterschiedlichen Blick-

winkeln geführt werden, was zweifelsohne den besonderen Wert der Publikation ausmacht. Das Ziel, das sich die Herausgeberinnen stellen und dann konsequent verfolgen, besteht unter anderem darin, anhand von Einzelstudien eine Antwort auf Fragen zu Themen, Motiven, Erzählstrategien, Gattungen und stilistischen Besonderheiten der jüngeren Prosa mit polnischem Hintergrund zu finden. Dies geschieht unter besonderer Berücksichtigung der Vorgänger-Literatur.

Der erste Teil des Bandes *Paradigmenwechsel? / Zmiana paradygmatu?* (S. 29-88) beinhaltet zwei theoretische Texte, in denen die Autoren nach neuen Begriffen für die Literatur mit polnischen Wurzeln in Deutschland Ausschau halten. Hans-Christian Trepte fragt in seinem Beitrag nach Konstanten und Brüchen in der gegenwärtigen Migrationsliteratur im Vergleich mit den zahlreichen Wellen der Exil- und Migrationsliteratur im 20. und 21. Jahrhundert und verweist in diesem Zusammenhang auf Schwierigkeiten bei der Verortung der AutorInnen der zweiten und dritten Generation auf der literarischen Landkarte Deutschlands. Anhand einiger Beispiele (Alexandra Tobor, Emilia Smechowski, Katja Petrowskaja, Emmy Abrahamson, Alice Bota) werden die möglichen Strategien des Umgangs mit der eigenen Herkunft dargestellt, die von Ablehnung bis hin zur vollkommenen Akzeptanz oder sogar Ausnutzung der Herkunft für eigenes literarisches Schaffen reichen. Auch dem Identitätsdilemma des

jeweiligen Schriftstellers bzw. der betreffenden Schriftstellerin wird gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Mieczysław Dąbrowski setzt sich wiederum weniger mit den AutorInnen selbst als vielmehr mit dem interkulturellen Text, den er auf seine wichtigsten Eigenschaften hin überprüft, auseinander. Zu diesen gehören seiner Meinung nach unter anderem die Notwendigkeit, zwei Systeme bzw. Diskurse zu beschreiben, die sprachliche Gemeinschaft sowie die Erfahrung des doppelten Schicksals, dessen Pole zwischen Verrat und Eroberung liegen, und die koloniale Unterordnung gegenüber der Kultur des Aufnahmelandes. Dąbrowski geht in seinem Beitrag auch auf Identitätsfragen ein und teilt mit Trepte die Überzeugung, dass heutzutage nicht mehr von einer festen „Identität für immer“ (S. 65) gesprochen werden kann.

Den zweiten Teil der Publikation *Junge Migrantenprosa mit polnischem Hintergrund in Deutschland – Präsentationen/ Młoda proza polskiego pochodzenia w Niemczech – prezentacje* (S. 89-141) eröffnet der Beitrag von Marion Brandt, in dem die Autorin das Bild der deutsch-polnischen Beziehungen im Roman *Ambra* von Sabrina Janesch darstellt. Sie unterzieht den gescheiterten Versöhnungsversuch zwischen dem polnischen und dem deutschen Zweig der kaschubischen Familie Mysza-Mischa einer eingehenden Analyse und verweist auf zahlreiche intertextuelle Bezüge des Romans zu den kanonischen Werken der Danzig-Literatur. Wenn Brandt auch nicht explizit den Streit zwischen deutschen und polnischen Geschichtsnarrativen als Ursache für das Scheitern der Versöhnung sieht, sondern vielmehr die Art der Kommunikation innerhalb der Familie als dessen Grund betrachtet, so bildet ihres Erachtens zugleich

aber der fast ein Jahrhundert dauernde Familienkonflikt einen symbolischen Rahmen für das Scheitern der Verständigung zwischen beiden Nationen. Den intertextuellen Bezügen in Janeschs Romanen *Katzenberge* und *Ambra* widmet sich auch der Beitrag von Winfried Wagner. Im Kontext des Romans *Katzenberge* verweist der Autor vor allem auf Tokarczüks *Taghaus, Nachthaus*. In Bezug auf *Ambra* macht Wagner auf die bereits von Brandt erwähnten Autoren (Grass, Chwin, Huelle) aufmerksam. Allerdings deutet der Wissenschaftler die in beiden Romanen vorhandenen intertextuellen Bezüge als Grenzüberschreitungen zwischen dem deutschen und polnischen literarischen Raum. Gleichzeitig werden die in den Romanen auftauchenden Regionen Niederschlesien, Südpolen, Westukraine und die Stadt Danzig samt der kaschubischen Umgebung als Grenzüberschreitungsräume dargestellt. In dem abschließenden Beitrag des zweiten Teils geht Renata Makarska auf die Frage ein, ob sich die VertreterInnen der sogenannten ‚zweiten Generation‘ der nach Deutschland immigrierten SchriftstellerInnen (zu denen ja auch die in den beiden ersten Beiträgen erwähnte Sabrina Janesch gehört) tatsächlich als eine ‚Generation‘ festhalten lassen. Indem sich Makarska mit zwei Texten von Schriftstellerinnen der sogenannten ‚zweiten Generation‘ auseinandersetzt (Botas *Wir neuen Deutschen* und Tobors *Sitzen vier Polen im Auto*), sucht sie nach Generationserlebnissen, die eine Art Zugehörigkeit untereinander bestätigen würden. Sie gelangt zu dem Schluss, dass der Verzicht auf das ‚Uneindeutige‘ (diese Bezeichnung, bei der es um die interkulturelle Herkunft geht, wurde Botas Text entnommen) zugunsten des Eindeutigen in der Kindheit und der umgekehrte Weg im Er-

wachsenalter, also die voranschreitende Besinnung auf die eigene hybride Identität, als gemeinsame Erfahrungen festgehalten werden können.

Einen interessanten Beitrag zur Diskussion über die Rolle und Bedeutung der Literatur von Menschen mit Migrationshintergrund leistet der dritte Teil der Publikation *Grenzüberschreitungen: Migrantenliteratur außerhalb des deutsch-polnischen Kontextes / Przekraczanie granic: literatura migrantów poza kontekstem polsko-niemieckim* (S. 143-243), der einen breiteren Kontext liefert. Es werden nämlich Texte aus dem englischen und französischen Sprachraum untersucht. Joanna Kosmalka befasst sich mit unterschiedlichen Verwendungsmöglichkeiten des Englischen in der polnischsprachigen Prosa der letzten Dekade, die in England und Irland entstanden ist. Diese platziert sie zwischen zwei Polen: der Aneignung und der Entfremdung. Sie zeigt dabei die Sprache als eine Landschaft, in der sich gesellschaftliche Transformationsprozesse abbilden lassen. Es wird auch veranschaulicht, wie der hybride Jargon das Verhältnis der MigrantInnen zur eigenen und fremden Kultur widerspiegelt. Eine komparatistische Studie zu Repräsentationsformen polnischer MigrantInnen in der Gegenwartsliteratur des englisch- und deutschsprachigen Raumes bietet Miriam Finkelstein. Diese reichen wiederum von einer positiv besetzten Vorbildfunktion bis hin zu heftiger Ablehnung. Finkelstein gelangt in ihrer eingehenden Untersuchung zu dem Schluss, dass die beschriebenen Repräsentationsformen verschiedene, jeweils von der Herkunft der ProtagonistInnen abhängige Perspektiven offenbaren. Aus der Perspektive der deutschen bzw. englischen Mehrheitsbevölkerung stehen die Polen ganz unten auf der Hierarchieskala. In der sozialen Hierarchie unter den MigrantIn-

nen selbst sind sie wiederum an der Spitze dieser Hierarchie. Aus der Analyse der ausgewählten Texte geht deutlich hervor, dass das Verhältnis unter den osteuropäischen MigrantInnen in hohem Maße von der Geschichte bestimmt wird, die die jeweiligen Länder verbindet. Mateusz Chmurski widmet in seinem Beitrag seine Aufmerksamkeit dem französischsprachigen Raum und untersucht Studien über die *inrang*-Prosa auf diejenigen Aspekte hin, die ihm in Bezug auf die Reflexionen über die Kulturen der osteuropäischen Region als inspirierend erscheinen. Dazu gehören unter anderem die Frage nach dem Platz des kolonialen Erbes in der modernen Literaturgeschichte und die Auseinandersetzung mit der Kategorie des *double-unbelonging* oder des (un)vollständigen Gedächtnisses. Im darauffolgenden Beitrag von Libuše Hečzková und Olga Slovík wird wiederum der tschechische Kontext präsentiert. Indem auf Texte zweier Autorinnen (Libuše Moniková und Irena Brežná) eingegangen wird, die eine parallele Lebensgeschichte aufweisen können, wird auch auf die Parallelen im Schaffen der beiden Schriftstellerinnen verwiesen. Zu diesen gehören: die Macht der Sprache, die Fremdheit, das Anderssein, die Angst sowie die Abneigung, sich selbst als Opfer zu verstehen.

Den letzten Teil der Publikation *Migration und Literaturkritik / Migracja a krytyka literacka* (S. 245-286) bilden zwei Beiträge, die die Rezeption der polnischen MigrantInnenliteratur in Deutschland und Polen unter die Lupe nehmen. Im ersten Beitrag untersucht Agnieszka Palej, wie das Werk von Artur Becker und Radek Knapp in beiden Ländern aufgenommen wird. Sie zieht das Fazit, dass dies parallel verläuft und sich die LiteraturkritikerInnen beider Länder grundsätzlich auf solche Elemente wie etwa den Bezug zur osteuropäischen

Literatur oder die Suche nach autobiographischen Elementen konzentrieren. Der Hauptunterschied in der Rezeption beider Autoren in Deutschland und Polen besteht darin, dass die deutschen LiteraturkritikerInnen ihre Texte auf Begriffen wie ‚Migrationsprosa‘ oder ‚interkulturelle Literatur‘ aufbauen, während dies in der polnischen Kritik nicht der Fall ist. Inga Iwasiów erklärt in ihrem Beitrag die Idee zur Entstehung sowie das Ziel und das Konzept der Zeitschrift *Pogranicza* [Grenzübere], die sie von 1993 bis 2012 mitherausgab. Zu den Zielen der Zeitschrift gehörte unter anderem das Herstellen von Beziehungen zu angrenzenden Kulturen und zu SchriftstellerInnen des Grenzraums. Im zweiten Teil ihres Beitrags gibt Iwasiów einen kurzen Überblick über diejenigen Ausgaben der Zeitschrift, die sich speziell mit den deutsch-polnischen Beziehungen auseinandersetzen. Sie belegen, dass die Zeitschrift in erster Linie als eine Plattform für Äußerungen und Inspirationen zu Texten und Ereignissen

konzipiert wurde, die interkulturelle Themen betreffen. Insbesondere konzentrierte man sich dabei auf die Problematisierung des Status ‚Einwanderer‘.

Die besprochene Publikation *Migrantenliteratur im Wandel. Junge Prosa mit (nicht nur) polnischen Wurzeln in Deutschland und Europa / Literatura migracyjna w procesie. Młoda proza (nie tylko) polskiego pochodzenia w Niemczech i Europie* ist ein wertvoller Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem Schaffen von polnischen AutorInnen innerhalb der Migrationsliteratur in Deutschland, da sie neben interessanten Studien zu einzelnen Werken auch den Versuch unternimmt, einen methodologischen Rahmen für den theoretischen Diskurs zu schaffen. Ein besonderes Verdienst des Bandes sehe ich auch in dem Versuch, die in Deutschland publizierenden polnischen AutorInnen in einem breiteren räumlichen bzw. geographischen Kontext (England, Irland, Vereinigte Staaten, Frankreich, Tschechien) darzustellen.

Eliza Szymańska, Gdańsk

SOMMERFELD, BEATE / KĘSICKA, KAROLINA / KORYCIŃSKA-WEGNER, MAŁGORZATA / FIMIĄK-CHWIŁKOWSKA, ANNA (EDS.) (2017): *Übersetzungskritisches Handeln. Modelle und Fallstudien* (= Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur 16). Frankfurt a. M.: Peter Lang. 238 S.

Übersetzungskritik im Sinne einer sachgerechten Beurteilung übersetzerischer Leistungen nach allgemein anerkannten, objektiven und nachvollziehbaren Kriterien war für die Translationswissenschaft immer eine Herausforderung. Ein Grund dafür ist der komplexe Charakter der Disziplin selbst, die von zahlreichen sprach- und literaturwissenschaftlichen Ansätzen konstituiert wird. Trotz aller Bestrebungen, die Opposition ‚literarische vs. nicht-literarische Texte‘ aufzuheben, ist es bis-

her nicht gelungen, ein einheitliches übersetzungskritisches Modell zu erarbeiten, welches dem Gesamtspektrum an Übersetzungsvorlagen, fiktiven und Sachtexten gleichermaßen, Rechnung tragen würde (vgl. SOMMERFELD 2016). Es gibt viele translatorische Kritikmodelle mit explizitem oder implizitem Anspruch auf Allgemeingültigkeit, den Prüfstein für ein jedes von ihnen bildet jedoch stets eine kritische Arbeit am konkreten Text(-paar). Dabei wird deutlich, dass sich literarisches Über-

setzen den für universal erklärten Bewertungsmaßstäben entzieht. In den meisten Modellen sprachwissenschaftlicher Provenienz sind nämlich keine besonderen Instrumente vorgesehen, die den ästhetischen Eigenwert übersetzter literarischer Kunstwerke erfassen würden. Auch textexterne (historische, soziale, kommunikative) Parameter, die kognitiven Voraussetzungen seitens des Übersetzers u.v.m. finden darin kaum Berücksichtigung. So ist die literaturbezogene übersetzungskritische Praxis ein Punkt, an dem das integrative Selbstverständnis der Translationswissenschaft seine Schwächen zeigt, denn es gibt keine Qualitätsmaßstäbe zur Beurteilung *sämtlicher* translatorischer Leistungen. Hinzu kommen die Herausforderungen, die der Wandel der Translationskultur (i.S.v. PRUNČ 2008) und der medialen Landschaft im 21. Jahrhundert an die Translationstheorie stellt. Der globalisierte Markt bewirkt nämlich eine Ausdifferenzierung von Übersetzungsaufträgen. Als ‚Translat‘ gilt infolgedessen auch eine Software-Lokalisierung, eine kulturell angepasste Webseite, Audiodeskription, audiovisuelle Übersetzung etc. (vgl. PRUNČ 2012:28). Ein einheitlicher evaluativer Zugang zu solch einer Vielfalt an Translaten ist schlicht unmöglich. Diese Unmöglichkeit wird in dem hier besprochenen Sammelband, den vier Translationswissenschaftlerinnen vom Institut für Germanistik der Universität Poznań (Polen) herausgaben, in Kauf genommen und im Vorwort angesprochen. Die AutorInnen des Bandes wollen auch nicht das größtmögliche Spektrum an medial-verbalen translatorischen Phänomenen übersetzungskritisch abdecken, sondern konzentrieren sich vorwiegend auf das literarische Übersetzen – mithin das, was durch die Maschen so vieler theoretischer Bewertungsmodelle fällt. Ausgehend von

konkreten Übersetzungsfällen überprüfen die BeiträgerInnen, welche translationskritischen Ansätze sich im wendenden Umgang mit literarischen Originalen und ihren fremdsprachigen Versionen am besten bewähren. Im Vordergrund steht die Überzeugung, dass es heute dringend notwendig sei, die Qualität translatorischer Leistungen zu verbessern – die wichtigste Aufgabe, die auf die moderne Übersetzungskritik als komplexes Handeln zukomme. In dem Band werden nämlich Übersetzen und dessen Kritik in die allgemeine Handlungstheorie eingebunden als Vorgänge, die an der Übersetzungskultur (i.S.v. KRYSZTOFIK 2013) gleichermaßen beteiligt sind.

Den Band eröffnet der Aufsatz von MARIA KRYSZTOFIK zu *Repräsentativität und Wandel der Übersetzungskultur*. Von rezeptionsästhetisch-deskriptiven Positionen aus argumentiert die Autorin, dass in die Bewertung literarischer Übersetzungen drei Kategorien einfließen sollen: Akzeptabilität, Repräsentativität und Transkulturalität. ‚Akzeptabel‘ seien Übersetzungen, die trotz etwaiger linguistischer Nicht-Äquivalenz die stil- bzw. kulturbildende Funktion in der zieleitigen literarischen Öffentlichkeit erfüllen. ‚Repräsentativ‘ seien Übertragungen, die ihren Erfolg dem schöpferischen Talent der ÜbersetzerInnen verdanken – als derjenigen, die den zeitgenössischen literarischen Geschmack vertreten und mitprägen. Ausgehend vom Konzept der Transkulturalität (vgl. WELSCH 2012) zeigt die Autorin an Beispielen aus der skandinavischen, deutschen und polnischen Übersetzungskultur, dass der übersetzenden Person eine Schlüsselrolle beim Übergang eines Kunstwerkes aus der National- in die Globalkultur zukommt. Gelungenes Übersetzen könne und solle der fortschreitenden Universalisierung und Homogenisierung

der globalen Lesekultur dort entgegenwirken, wo ‚Weltliteratur‘ durch Bestseller-Listen ersetzt werde. Die Identität der Vorlage solle gewahrt werden, d.h. deren kulturelle und literaturhistorische Zugehörigkeit betont werden sowie die Individualästhetik des Originals im Translat durchscheinen. Nur so könne eine Übersetzung „einen kreativen Beitrag zum Wandel der Zielliteratur und -sprache leisten“ (S. 26) – ein marktstrategisches Ziel, das für VerlegerInnen, ÜbersetzerInnen, KritikerInnen sowie andere in der Translationskultur agierende MittlerInnen verbindlich sein sollte.

MALGORZATA JOKIEL setzt sich in ihrem programmatischen und für den Band richtungsweisenden Beitrag mit einigen ‚integrativen‘ übersetzungskritischen Zugängen auseinander und fragt nach der Möglichkeit, ästhetische und linguistische Qualitätskriterien literarischer Übersetzungen auszubalancieren. Sie enthüllt das Illusorische am Universalitätsanspruch auch derjenigen Ansätze, die anscheinend ein auf Literatur durchaus anwendbares übersetzungskritisches Potential bergen. So basieren etwa die *Descriptive Translation Studies* auf dem bereits überkommenen Konzept der Polysysteme, das die reale Literatur- und Medienlandschaft mit ihrer Transkulturalität und Hybridität nicht mehr adäquat beschreibe. Im *Integrated Approach* von SNELL-HORNBY (1988) überwiege die linguistische Komponente, und auch die von KUPSCH-LOSEREIT (2008) vorgeschlagenen, fein ausdifferenzierten Evaluierungsparameter greifen für Übersetzungen von Sprachkunstwerken zu kurz, nicht zuletzt wegen terminologischer Unstimmigkeiten. JOKIEL selbst sieht für die Linguistik eine viel versprechende, wenn auch bisher wenig beachtete übersetzungskritische Perspektive voraus: Sie könnte nämlich wertvolle Instrumente zur Analyse von

Sprachvarietäten in der sog. Migrantenliteratur bzw. bei AutorInnen mit hybriden Identitäten liefern. Ansonsten müsse man für die Evaluierung übersetzter Kunstwerke individuelle, aus dem Original selbst abgeleitete Parameter entwickeln, die im Vorfeld der Kritik transparent und plausibel zu machen seien.

Dieses Postulat lösen nun die AutorInnen der einzelnen Fallstudien ein. BRIGITTE SCHULTZE betritt das bisher noch wenig erforschte translationswissenschaftliche Feld der Übersetzung von Comics bzw. *graphic novels*. An Beispielen von französischen, tschechischen und englischen *graphic novels* in deutschen und polnischen Übertragungen zeigt sie auf, wie eine „umsichtige Evaluierung“ (S. 43) des translatorischen Umgangs mit hybriden multimodalen Gebilden aussehen könnte. Mögliche Bewertungsparameter seien dabei die Qualität der zielsprachigen Wiedergabe von Text-Bild-Relationen, die Gestaltung von Vorder- und Rückseiten oder von Hand- und Maschinenlettering. Außer diesen medien- bzw. gattungsspezifischen Kriterien nennt Schultze noch solche übersetzungsrelevanten Maßstäbe, die nur auf das Verbale im Comic zutreffen, etwa die Sinnkonstruktion durch sprachliche Hybridität. Übrigens beweist die Berücksichtigung dieses ausgesprochen literarischen Kriteriums eine Aufwertung der *graphic novel* als Gattung. Dieses Genre, das Schultze als Untergattung des Comics versteht, wolle nämlich den Makel des Trivialen und Unseriösen, der dem Comicbegriff anhaftet, abstreifen und als der Literatur ebenbürtige Kunst auftreten. Schultzes Beitrag macht ersichtlich, dass eine Übersetzungskritik, die fremdsprachige Nachbildungen von *graphic novels* ernst nimmt, zum Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung dieses Genres beitragen könnte.

Drei weitere Studien widmen sich der Kinderliteratur bzw. Texten mit doppeltem Bezug zur Leserschaft. BEATE SOMMERFELD rekonstruiert die translatorische Makrostrategie in drei deutschen Neuübersetzungen von *Le petit prince* von A. de St. Exupéry. Als Bewertungskriterium der Translate nimmt sie die Übereinstimmung zwischen dem übersetzten Text und den Illustrationen an sowie die Konsequenz in der Umsetzung des jeweiligen Übersetzungsprojekts (i.S.v. BERMAN 1995). Sie zeigt die Vielfalt dieser ‚Projekte‘ auf: von der Version EDLS (ST. EXUPÉRY 2009), die sich nach dem Vorlesen als Metafunktion des multimedialen Textes richtet, über die forciert didaktische Fassung ENZENSBERGERS (ST. EXUPÉRY 2015a) bis hin zum postmodernen, den philosophischen Gehalt des Originals betonenden und seine Übersetztheit selbstironisch herausstellenden Zieltext SLOTERDIJKS (ST. EXUPÉRY 2015b). Für eine Übersetzung wie die Letztere, die ihren ontologischen Status selbstreflexiv spiegle und, anstatt das Original zu repräsentieren, bewusst eine Metaposition diesem gegenüber einnehme, stehen, so SOMMERFELD, angemessene kritische Instrumente noch aus. ELIZA PIECIUL-KARMÍŃSKA wirft die Frage auf, inwiefern die translatorische (Nicht-)Nachbildung der intertextuellen Bezüge des Originals (hier: der Anspielungen an E.T.A. Hoffmanns Motiv des ‚fremden Kindes‘ in PAUL MAARS (u.a. 1973) *Sams*-Reihe) für die Rezeption von übersetzten kinderliterarischen Texten relevant ist. Ihre Einschätzung der polnischen *Sams*-Version versteht sich als Beitrag zur Diskussion über die – immer noch zu entwickelnden – Parameter der Qualitätsbewertung der Übersetzungen von Kinder- und Jugendliteratur. In diese Problematik fügen sich auch TIHOMIR ENGLER und SANJA CIMER

ein, die gemeinsam einen Fall erforschen, in dem translatorische Eingriffe in die Erzählstruktur und in die kulturellen Spezifika des kroatischen Jugendklassikers *Der Zug im Schnee* von MATO LOVRAK (1959) dazu dienen, den Text für deutsche Rezipierende zu didaktisieren. Die Analyse bestätigt die Erkenntnis, dass das ‚Übersetzungsprojekt‘ bei Kinder- und Jugendliteratur oft eine bewusste Adaptation voraussetzt.

JOANNA CYMBRYKIEWICZ untersucht die überraschend intensive, durch eine umfangreiche Übersetzungsserie belegte Rezeption der katholischen Hymne *Stabat mater* im protestantischen Dänemark und spricht damit den historischen Wandel der dänischen Translationskultur innerhalb von 600 Jahren an. Vom übersetzungskritischen Moment der Skopos-Theorie ausgehend zeigt die Autorin, wie die Übersetzer das Katholische am Weltbild der lateinischen Vorlage derart ausblendeten, dass die Translate das Kriterium der Akzeptabilität für dänische RezipientInnen erfüllten. Hingegen habe sich die einzige der katholischen Doktrin ‚treue‘ Übersetzung in der dänischen Kultur nicht behaupten können.

Kulturkompetenz als translatkritischer Maßstab beim Übersetzen bildet den Schwerpunkt der Aufsätze von CHEIKH ANTA BABOU und MAGLOIRE KENGNE FOKOUA. BABOU veranschaulicht am Beispiel von Aminata Sow Falls Roman *La grève des Bâttu*, welche hohe Anforderungen an die Kulturkompetenz des Übersetzenden ein senegalesischer Roman stellt, der aus dem Französischen – der Sprache der früheren Kolonialherren – ins Deutsche übertragen wird. Das Beispielmateriale beschränkt sich allerdings auf einige m.E. wenig problematische Kulturspezifika wie Anredeformen und Realia, die die deutsche Übersetzerin dank ihrer pro-

funden Kenntnis der senegalesischen Kultur in ihren Anmerkungen überzeugend erklärt. Was der Aufsatz vermissen lässt, ist eine im postkolonialen Zusammenhang durchaus relevante Reflexion zur Bedeutung des sog. ‚dritten Textes‘ für das Translat, die BABOU lediglich in einem Beispiel andeutet. Unter dem ‚dritten Text‘ sei nicht das schriftlich festgehaltene französische Original zu verstehen, sondern ein impliziter, bloß gedachter Text, den die senegalesische Autorin aus ihrer ‚Mutter- und Denksprache‘ Wolof (S. 139), gleichsam einer ‚dritten Sprache‘, innerlich ins Französische übersetzt habe (S. 132). Hier stellt sich m.E. die Frage, inwiefern die (Un-)Kenntnis der ‚dritten Sprache‘ die Übersetzung ins Deutsche beeinflusst? Im Aufsatz findet man jedoch keinen Hinweis darauf, ob die deutsche Übersetzerin außer der Kolonialsprache Französisch auch die Wolof-Sprache beherrscht und ob sie ggf. versucht, hinter dem französischen Ausgangstext die Spuren der ‚dritten Sprache‘ zu verfolgen und das darin verschlüsselte Weltbild aufzudecken. Aus der vom Autor deklarierten hermeneutischen Sicht (S. 133) wäre solch eine Reflexion durchaus begründet. Dasselbe Defizit betrifft den Aufsatz von FOKOUA, der an deutschen Übersetzungen von zwei auf Französisch verfassten kamerunischen Gegenwartsromanen das kritische Potential der Skopos-Theorie von REIB / VERMEER (1984) erprobt. Seine Analyse läuft auf die im Grunde offensichtliche Erkenntnis hinaus, dass die interkulturelle Kompetenz von ÜbersetzerInnen eine skoposangemessene Übersetzung garantiere. Allerdings belegen die angeführten Beispiele, dass ein solches, für die zweiseitige Leserschaft akzeptables Translat eher der *Sprach-* als der *Kulturkenntnis* des deutschen Übersetzers zu verdanken ist. Die

von FOKOUA genannten potentiellen Übersetzungshindernisse haben nämlich einen lexikalischen Charakter oder sind auf Unterschiede, z. B. zwischen dem kamerunischen und deutschen Schulnotensystem, zurückzuführen – eine im Translat durch Anmerkungen leicht zu beseitigende Barriere. Was FOKOUA miteinander konfrontiert, sind also die zwei europäischen Sprachen Deutsch und Französisch. Auch hier wäre es aufschlussreicher gewesen, das Französische als ein Medium zu betrachten, durch welches das kamerunische Weltbild, das in der indigenen ‚dritten Sprache‘ verschlüsselt ist, durchscheint. Auf diese Art und Weise hätte man die Problematik der Kulturspezifik in der Übersetzung stärker betonen können.

Der von LUDMILA LAMBEINOVÁ eruierte Fall ist anders als in den anderen Beiträgen keine literarische Übersetzung, sondern ein Sachtext: Władysław Bartoszewski *Polskie państwo podziemne* [Der polnische Staat im Untergrund], der von einem Laienübersetzer ins Tschechische übertragen und im Samisdat veröffentlicht wurde. Das Translat sei also unter politischen Bedingungen entstanden, welche die Kommunikation und Kulturvermittlung innerhalb des damaligen Ostblocks wesentlich erschwerten. Der gelungene Transfer sei hier der Kulturkompetenz und dem Sendungsbewusstsein des Translators zu verdanken gewesen. Die Autorin beleuchtet somit einen Ausschnitt aus der Translationskultur eines bestimmten geopolitischen Raums in einer historischen Situation.

ANNA FIMIAK-CHWILKOWSKA macht eine vergleichende Analyse von drei deutschen Übersetzungen der Erzählung *Panny z Wilka* [Die Mädchen von Wilko] von Jarosław Iwaszkiewicz zum Ausgangspunkt der Reflexion über das Wesen einer translatorischen Serie. Diese begreift sie als

implizites übersetzungskritisches Handeln – mit dem überzeugenden Argument, dass die AutorInnen einer Neuübersetzung sowohl zum Original als auch zu den Fassungen ihrer Vorgänger Stellung beziehen müssen. Als Maßstab für die Bewertung der Qualität von Bestandteilen einer Serie schlägt die Forscherin die Erkennbarkeit einer kreativen, sei es affirmativ, sei es polemisch gegenüber den Vorübersetzungen gedachten (Neu-)Strategie von ÜbersetzerInnen vor.

BJÖRN FRETTER versucht, die ‚spekulative Anthropologie‘, die Friedrich Hölderlins Übertragungen der Sophokles-Tragödien zugrunde liegt, nachzuvollziehen. Das ‚Übersetzungsprojekt‘, das der Dichter trotz seiner mangelhaften Griechischkenntnisse und des Fehlens an zuverlässigen Vorlagen durchgesetzt habe, sei nur vor dem Hintergrund seiner „groß angelegten, tief leidenschaftlichen Metaphysik“ (S. 191) zu begreifen. In diesem Kontext erscheinen die philologischen Unzulänglichkeiten in Hölderlins Übersetzung als Spuren seiner Gottesfurcht und seiner „Sorge um den Mitmenschen“ (S. 191). Fretter macht deutlich, dass man im Fall von herausragenden DichterInnen, die zugleich als ÜbersetzerInnen tätig sind, deren translatorisches und eigenes Schaffen als ein poetisches Kontinuum betrachten solle. Im Umkreis der Philosophie-Übersetzung verbleibt auch SPENCER HAWKINS, der mit seinem *inductive approach* vorschlägt, eine kritische Betrachtung von Übersetzungsnormen auf phänomenologische und deskriptive Grundlagen zu stützen. Am Beispiel englischer Übersetzungen des deutschen Philosophen Hans Blumenberg zeigt Hawkins die Vorteile einer *differential translation*, die es den zielsprachigen Lesenden leichtere, die Mehrdeutigkeit der deutschen philosophischen Begriffe sowie deren Spiel mit der Wortetymologie zu erkennen.

Einen Versuch, zwei polnische Übersetzungen eines translatoologisch-philosophischen Essays von Paul Ricoeur ohne Rückgriff auf das Original miteinander zu vergleichen, wagt HANNA DYMEL-TRZEBIATOWSKA. Ein übersetzungskritisches Verfahren dieser Art werde meist abgelehnt (z. B. von Reiß), gehe aber mit dem Postulat der *Descriptive Translation Studies* konform, das Translat ausschließlich als Faktum der zieleitigen Literatur zu betrachten, so dass die Kohärenz der Übersetzung und ihre Akzeptabilität für zielsprachige RezipientInnen zu den einzigen Bewertungskriterien werden. Der Aufsatz provoziert die Frage, inwiefern die Bestandteile einer Übersetzungsserie sich gegenseitig beleuchten und so die Unklarheiten, die sich bei der Translat-Lektüre einstellen, aus dem Weg räumen können. Im Fall eines so hermetischen Originals wie Ricoeurs Essay erweise sich, wie die Autorin schlussfolgert, solch ein kritischer Umgang mit der translatorischen Serie als nur beschränkt leistungsfähig.

JOANNA BUKOWSKA nimmt die feministisch geprägte Individualästhetik von Marlene Streeruwitz in deren Roman *Verführungen. 3 Folge. Frauenjahre* ins Visier und macht die Wiedergabe des „weiblichen Schreibens“ (S. 217) in der polnischen Übersetzung zum Maßstab der translatorischen Qualitätsbewertung. Es wäre m.E. aufschlussreich, die Analyse der lexikalisch-syntaktischen Stilmerkmale der *écriture féminine* im Ausgangs- und Zieltext um die Reflexion zu ergänzen, inwiefern sich die besprochene Übersetzung eventuell an polnischen Prosa-Muster des ‚weiblichen Schreibens‘ orientiert. Ein Übersetzungskriterium könnte nämlich überzeugender begründet sein, wenn die Zusammenstellung von Vorlage und Translat in den Vergleich von Phänomenen höherer Ordnung eingebunden ist,

hier etwa der konkreten Ausprägungen einer bestimmten Poetik bzw. Erzählstrategie in der Ausgangs- und Zielsprachigen Literatur.

Die Beiträge des Bandes führen die Komplexität des übersetzungskritischen Handelns vor Augen. Die von den AutorInnen angewendeten Kriterien der Qualitätsbewertung fallen dabei so vielfältig aus, wie unterschiedlich die dargestellten Fallbeispiele sind (auch wenn die Erörterung einiger von ihnen noch vertieft und um neue Schwerpunktsetzungen ergänzt werden könnte). Das Fazit ist, dass jeder Zugriff, ob historisch-deskriptiv, hermeneutisch, pragmatisch oder skopostheoretisch, den KritikerInnen bestimmte Vorteile bietet – vorausgesetzt, dass er aus nachvollziehbaren, vom Bewertungsgegenstand selbst nahe gelegten Gründen gewählt wird. Wie die Herausgeberinnen im Vorwort feststellen, muss gerade beim literarischen Übersetzen die Kritik äußerst flexible, aber stets transparent zu machende Wertmaßstäbe erarbeiten, weil jedes Sprachkunstwerk allein schon wegen seiner ontologischen Einmaligkeit und individuellen Ästhetik einen eigens für seine Übersetzung entwickelten kritischen Zugang erfordere. Auch der Umstand, dass die translatorische Praxis der Kritik immer einen Schritt voraus sei, weil ständig neue, besonders erfinderische und eigenwillige (z. B. postmoderne) Übersetzungen entstehen, stelle die Kritik vor große Herausforderungen und verlange wiederum von ÜbersetzungskritikerInnen viel Kreativität – ein Wettstreit, der sich jedoch auf die Qualität der neu entstehenden Übersetzungen nur positiv auswirken dürfte. Der Band der Posener Translationsforscherinnen verhilft zur Erkenntnis, dass die Übersetzungskritik einen Handlungsraum bildet, in dem eine Rückkopplung zwischen Translationstheorie und übersetzerischer

Praxis erfolgt. Es ist dem Fazit der Herausgeberinnen zuzustimmen, dass optimal wäre, wenn sich ÜbersetzerInnen und theoretisch ausgerüstete KritikerInnen dort gegenseitig wahrnehmen und in der Übersetzungskultur partnerschaftlich nebeneinander auftreten könnten.

Literatur

- BERMAN, ANTOINE (1995): *Pour une critique des traductions: John Donne*. Paris.
- KRYSZTOFIK, MARIA (2013): *Einführung in die Übersetzungskultur*. Frankfurt a. M.
- KUPSCH-LOSEREIT, SIGRID (2008): *Vom Ausgangstext zum Zieltext. Eine Wegbeschreibung translatorischen Handelns*. Berlin.
- LOVRAK, MATO (1959): *Der Zug im Schnee*. Übersetzt von Barbara Sparing. Berlin.
- MAAR, PAUL (1973): *Eine Woche voller Samstage*. Hamburg.
- PRUNČ, ERICH (2012): *Entwicklungslinien der Translationswissenschaft. Von den Asymmetrien der Sprachen zu den Asymmetrien der Macht*. Berlin.
- (2008): *Zur Konstruktion von Translationskulturen*. In: SCHIPPEL, LARISA (ed.): *Translationskultur – ein innovatives und produktives Konzept*. Berlin, 19-41.
- REIB, KATHARINA / VERMEER, HANS J. (1984): *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen.
- SNELL-HORNBY, MARY (1988): *Translation Studies. An Integrated Approach*. Amsterdam / Philadelphia.
- SOMMERFELD, BEATE (2016): *Übersetzungskritik. Modelle, Perspektiven, Didaktik*. Poznań.
- ST. EXUPÉRY, ANTOINE DE (2009): *Der kleine Prinz. Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Elisabeth Edl*. Düsseldorf.
- ST. EXUPÉRY, ANTOINE DE (2015a): *Der kleine Prinz. Aus dem Französischen von Hans Magnus Enzensberger*. München.

Rezensionen

ST. EXUPÉRY, ANTOINE DE (2015b): *Der kleine Prinz. Aus dem Französischen von Peter Sloterdijk. Illustration Mahler.* Berlin.

WELSCH, WOLFGANG (2012): *Was ist eigentlich Transkulturalität?* In: KIMMICH,

DOROTHEE / SCHAHADAT, SCHAMMA (eds.): *Kulturen in Bewegung. Beiträge zur Theorie und Praxis der Transkulturalität.* Bielefeld, 25-40.

Katarzyna Lukas, Gdańsk